

Trauer:
Der Schmerz lebt immer weiter
Dossier ab Seite 25

Aufstieg:
Linzer Nanoident will Intel nacheifern
Forschung Seite 6

Nachzipf:
Neue Potenziale für SAP Österreich
Technologie Seite 9

Überfluss:
Die Schlachtbank des Wohlstands
Leben Seite 29

Eliten im Sucher

Mit neuen personenbezogenen Förderungen will der Europäische Forschungsrat verkrustete Strukturen aufbrechen und neue Exzellenz schaffen. In Österreich fehlt für den Anschluss an die Spitze noch die entsprechende Ausrichtung auf Hochtechnologie.

Alexandra Riegler New York

Gekippt zugunsten von Exzellenz ist die Stimmung im Oktober 2006. Vorher, erzählt Ernst-Ludwig Winnacker, Generalsekretär des Europäischen Forschungsrats (ERC), waren alle Universitäten gleich. Als Deutschland beschloss, herausragende Universitäten im Land auszumachen und ihnen Geld und das Attribut Elite beizustellen, mischte sich auch gleich die Politik ein. Darauf dass das Ergebnis des Ausleseverfahrens doch ein wissenschaftliches wurde und kein politisches, scheint Winnacker stolz zu sein.

Seit seiner Amtsübernahme im ERC Anfang 2007 kümmert er sich um Forschungsförderungen, die die Karrieren junger Wissenschaftler vorantreiben sollen. Das zuerkannte Geld kann von den Forschern in jedem Land der EU ausgegeben werden. Dies politisch durchzusetzen war ebenfalls nicht leicht. Doch bereits die Installation eines Kleiderhakens in seinem Brüsseler Büro erfordere sechs Wochen Wartezeit.

Seit zwei Wochen hat Deutschland sechs neue Elite-Unis, neun sind es somit insgesamt. Zu viele, meint der Deutsche, der bis Ende 2006 Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft war. Immerhin hätte ganz Europa nur für etwa 20 Stück Platz. Eine davon soll in Österreich stehen.

Chinesin in Gugging

Am Institute of Science and Technology Austria (IST) sind unterdessen die ersten 200 Bewerbungen eingegangen. Gerald Murauer, Interim-Manager in Maria Gugging, erklärt beim Blick in die Runde des „Austrian Science Talk 2007“ in New York: „Wenn die Chinesin besser qualifiziert ist, nehmen wir die Chinesin.“ Auch sonst soll die Forschungseinrichtung, die im Gegensatz zu den Instituten auf dem Campus Vienna Bio-center oder dem Max-Planck-Institut Dokortitel vergeben



Illustration: Michaela Pass

kann, keine halben Sachen machen: „Keinen politischen und ökonomischen Zwängen unterworfen“ soll nahe Klosterneuburg „reinste Grundlagenforschung“ stattfinden. Vorbild ist das israelische Weizmann Institute of Science, das einstmal auch klein und mit Verlusten begann, bevor der Ruhm folgte.

Die Forschungsgelder könnte sich die Chinesin am ERC besorgen, denn für einen Antrag muss man kein Europäer sein. Allerdings sollte Herausragendes beforscht werden. Von den mehr als 9000 Anträgen werden rund 250 bewilligt. „Bisher setzte man auf Netzwerke mit Partnern, die man nicht wollte. Jetzt steht nur der Principal Investigator (Anm.: ein einzelner Forscher) im Antrag. Das ist eine neue Dimension, die wir in Europa bisher nicht hatten“, sagt Winnacker.

Neu ist auch die Möglichkeit, einen Regress zu verlangen. Wer sich unfair behandelt fühlt, kann sich beschweren. Das sei transparent und schärfe die eigene Arbeit. 250 solcher Einsprüche gab es bisher, etwas

mehr als ein Dutzend Forscher konnte seine Anträge erneut einreichen.

Zu wenig Hightech

Das Programm basiere auf der Einsicht, dass es Schwächen im System gebe. Im Bereich der forschungsbasierten Industrie etwa, wie Ingolf Schädler, Bereichsleiter für Innovation beim Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Bmvit), herausstreicht. „Wir wissen, dass wir gut sind in der EU. Wir müssen uns aber massiv auf die Socken machen, um im globalen Wettbewerb zu überleben.“ Die OECD attestierte Österreich zuletzt einen zu starken Fokus auf mittleren Technologien, bei Hightech gelte es dringend aufzuschließen.

Während Österreich derzeit geschätzte 2,54 Prozent seines Bruttoinlandsprodukts für Forschung ausgibt, sind es in Polen gerade einmal 0,3 Prozent. Der griechische Wert liegt noch darunter. Angesichts polnischer Professorengehälter, die unter jenen des österreichischen Mindestlohns liegen, verwundert es

nicht, dass es die Wissenschaftler ins Ausland zieht. Auch Italiens Ausgaben für Forschung lassen einiges zu wünschen übrig.

Fortsetzung auf Seite 2

Pin-up Forschung

Englisch ist nicht so einfach. Selbst Französisch soll leichter zu erlernen sein als Englisch in höchster Vollendung. Sogar Fanzösischprofessoren bestätigen das. Was Hänchen nicht lernt ... Sie wissen schon, wie erbarmungslos sich das rächt. Ex-Minister Hubert Gorbach ist jüngst mit den Briefen an sein internationales Netzwerk ins Holpern geraten. Ein „Nicht genügend“ hätte es in der Schule gesetzt. Forscher zu Pin-ups machen sollte ebenso originell sein.



Der Schuss ging nach hinten los. Forscher wollen sich nicht als Pin-up sehen. Forscherinnen fanden es schon gar nicht lustig, was da im Wissenschaftsministerium von Gio Hahn fabriziert wurde. Nicht alles, was Englisch klingt, ist lässig, sexy oder angebracht. Damit nicht genug. Wenn die heimische Elite sich nach New York aufmacht, um Auslandsösterreicher für Spitzenforschung daheim zu animieren, soll mehr als Schmähe geführt werden. Forscher, die in den USA das Weite gesucht haben, erwarten Fakten. Ein Tipp, wie Forscher populär unters Volk zu bringen wären: Panini-Pickerl statt Pin-up. Am besten vor der Fußball-Euro 2008.

Thomas Jäkle

Forschung in guten Händen.

Lassen Sie Ihre **Produktinnovation** bei uns entwickeln. Ob interaktive Textilien, elektrochemische Beschichtungen oder Biotreibstoff von morgen: Die drei **Niederösterreichischen Technopol-Standorte** konzentrieren sich auf **angewandte Forschung** - und Ihren Forschungsauftrag.

www.wirtschaftsfoerderung.at

N WIR HABEN NOCH VIEL VOR.

Quickonomy

Nachrichten



Im Kosmos ist das Chaos 7
Die Genforschung der Zukunft gehört den Bastlern – nicht den Konzernen.

Der Wert der Trauer 11
Gerichte sprechen nur zögerlich mehr Entschädigung für Trauerschmerz zu.

Auf dem Parkplatz der Geschichte.... 12
Die mächtige US-Autogewerkschaft UAW lässt wieder die Muskeln spielen. Der Erfolg ist eher bescheiden.



Als Freiheit ein Lebenskonzept war 27
Im Tessin bildete sich vor gut 100 Jahren die Alternativkolonie Monte Verità.

Vom Sterben und Erben 30
Zu Allerheiligen kommt vielleicht die Einsicht, dass man sich zu Lebzeiten über sein Erbe Gedanken machen sollte.

Kommentare

Aus Schmach wird Schmach 16
Über peinliche Versuche, die große Forschung in der Fremde anzubieten.

Neue Musik aus der Zitrone 16
Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Oder was Zitronen und Musik gemeinsam haben.

Die Strategie der Breite 16
Im Forschungsdialog fehlt ein wichtiges Thema: die Bündelung der auf vier Ministerien aufgeteilten Innovationspolitik.



Ungerechtes Steuersystem 32
Wer spät erbt, bekommt derzeit die Hörner aufgesetzt.

Triumph des Scheins über das Sein .32
Den Forscher zum Pin-up zu degradieren klingt verräterisch. Fortschrittlich wäre das Panini-Konterfei.

Standards

Special Innovation.....	ab 17
Zahlenspiel	14
Dossier	ab 25
Schnappschuss.....	30
Reaktionen auf <i>economy</i>	31
Test	31
Beraterock	32

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/12
Geschäftsführender Herausgeber: Christian Czaak
Chefredaktion: Thomas Jäkle (jake)
Redaktion: Margarete Endl, Astrid Kasperek (ask), Klaus Lackner, Antonio Malony, Alexandra Riegler (arie), Jakob Steuerer, Christine Wahlmüller
Autoren: Beatrix Beneder (bb), Detlef Borchers, Lydia J. Goutas, Christoph Huber
Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada
Special Innovation: Ernst Brandstetter, Sonja Gerstl, Manfred Lechner
Produktion und Artredaktion: Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl
Anzeigen: Reinhard Babinsky
Druck: Luigard, 1100 Wien Druckauflage: 30.000 Stück
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 50 Euro, Studentenabo: 30 Euro
Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at



Ingolf Schädler: „Es geht darum, das Verständnis zu erzielen, dass wir uns weltweit mit den Besten messen müssen.“ Der Bmvit-Leiter des Bereichs Innovation über Elite, Evaluierung und Wachstum.

„Das Prinzip Gießkanne muss ein Ende haben“

Alexandra Riegler

economy: Sie sagen, dass es vor nicht allzu langer Zeit noch verpönt war, von Eliten zu sprechen. Läuft man im Rahmen der Exzellenzdiskussion nicht Gefahr, das Thema überzustrapazieren?

Ingolf Schädler: Es ist wichtig, dass die Debatte geführt wird, ob nun in der Diskussion der Terminus Elite verwendet wird oder nicht. Es geht darum, das Verständnis zu erzielen, dass wir uns weltweit mit den Besten messen müssen. Wenn andere Länder in Top-Ausbildung investieren, gilt es mitzuziehen. Das Prinzip Gießkanne muss ein Ende haben.

Laut OECD-Bericht konzentriert sich Österreich zu sehr auf „Medium Technology“. Nun führen Kritiker der jüngsten Comet-Entscheidung ins Treffen, dass die K2-Zentren auch keine Hochtechnologie sind. Sind Sie mit dem Ausgang zufrieden?

Jedes Auswahlverfahren ließe sich verbessern. Dennoch haben 100 internationale Gutachter gewährleistet, dass die Besten ausgewählt wurden. Der Kritik zum langen Verfahren kann ich nur entgegensetzen, dass Wettbewerb eben Wettbewerb ist. Und wer sich die Arbeit nicht antun will, soll es bleiben lassen. Das läuft auch

auf europäischer Ebene nicht anders.

Sie erwähnten eine Überprüfung sämtlicher heimischer Forschungsförderungen.

Wir evaluieren die gesamten direkten und indirekten Forschungsförderungen des Bundes. Es ist alles wieder auf dem Prüfstand. Gesucht wird nach Doppelgleisigkeiten und Instrumenten, die nicht scharf genug sind. Das wird zwar immer wieder einmal gemacht, allerdings nicht in dieser Breite über die gesamten Instrumentarien hinweg.

Wann sind erste Ergebnisse zu erwarten?

Zur Evaluierung wird es eine internationale Ausschreibung geben. Die ersten Ergebnisse sollen 2008 in Alpbach präsentiert werden.

Gemessen am Bruttoinlandsprodukt liegen Österreichs Forschungsausgaben bei 2,54 Prozent. Schaffen wir bis 2010 die angepeilten drei Prozent?

Dazu muss das Forschungsbudget von 6,8 auf über 9 Mrd. Euro angehoben werden. Die drei Prozent werden sich also bis 2010 nicht ganz ausgeben. Allerdings ist es nicht wichtig, ob der Wert 2010 oder 2011 erreicht wird. Es geht darum, dass wir auf dem Wachstumspfad sind und unsere „Front-Run-

Steckbrief



Ingolf Schädler ist Leiter für Innovation im Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Bmvit) und Vorsitzender des Verwaltungsrats der Aufsichtsbehörde des Satellitennavigationssystems Galileo. Foto: Bmvit

ner“-Strategien massiv ausbauen. Es gilt, über Venture Capital und den Ausbau der Infrastruktur nachzudenken.

Wo liegen Österreichs größte Schwächen?

Wir legen dafür mehrere Benchmarks übereinander, darunter etwa der OECD- und Wifo-Bericht. Und alle kommen zu sehr ähnlichen Prognosen: Wir müssen dringend etwas beim Thema Ausbildung unternehmen und Begabungen stärker fördern. Auch gibt es bereits einen absoluten Mangel an naturwissenschaftlich und technisch ausgebildetem Nachwuchs.

• Siehe Kommentar auf Seite 16

Fortsetzung von Seite 1

Entsprechend den niedrigen Forschungsausgaben Italiens stammt rund ein Fünftel der beim ERC eingehenden Anträge von italienischen Forschern. Auch gab es bisher längst nicht in allen Mitgliedsstaaten Koordinationsstellen für die Verteilung von Forschungsgeldern. So hat etwa Frankreich erst zu Jahresbeginn seine Agence Nationale de Recherche ins Leben gerufen, in Belgien teilten sich bisher die Uni-Rektoren vorhandene Gelder auf.

Der Blick auf Österreich

Aus österreichischer Sicht ergibt sich zunächst eine erfreuliche Rechnung: Mit einer Rückflussquote von 115 Prozent ist man Nettoempfänger im Forschungsbereich. Rund 45 Prozent davon gehen an Universitäten, ein Viertel an außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Die Wirtschaft holt sich allerdings nur 26 Prozent vom Kuchen. Bei der innersuropäischen Zusammenarbeit kommt den Staaten das nationale Den-

ken weiterhin in die Quere. Es sei nach wie vor schwierig durchzusetzen, „Steuergeld nach Schweden zu schaffen“, formuliert Winnacker. Doch es würde schon helfen, wenn man dieses über den Weg der Europäischen Kommission gewissermaßen „reinwäscht“.

Österreichische Forschungsprogramme finden unterdessen internationale Beachtung. Als Paradebeispiel gilt das Kompetenzzentrumprogramm K-plus und nunmehr Comet, das von der OECD, sagt Bmvit-Mann Schädler, als „Vorzeigeprogramm“ genannt werde. Einige Länder würden sich diese genauer anschauen und das Programm „in Nuancen kopieren“.

Elite in Theorie und Praxis

Das Geld, das die deutschen Eliteuniversitäten nun bekommen – rund 100 Mio. Euro pro Hochschule in den nächsten Jahren –, kann zwar einiges verändern. Dennoch drücken die hohen Studierendenzahlen auf das Betreuungsverhältnis zwischen Lehrenden und Studenten, so auch in Österreich.

Immerhin zählt beispielsweise die Universität Wien rund 63.000 Studenten.

Doch die Schwerfälligkeit mancher heimischer Unis laboriert neben dem Ansturm von Studenten an verkrusteten Personalstrukturen. Probleme wie fehlendes „Permanent Recruitment“, das laufende Ausschauhalten nach neuen Köpfen, dürfte sich dabei auch durch Vorzugsprofessuren kaum auf die Schnelle lösen lassen.

Einige Ausbildungsstätten ziehen seit Inkrafttreten des Hochschulautonomiegesetzes davon. Die Universität Graz etwa macht mit Unternehmenspartnerschaften und einer initiativen Führung auch in Übersee von sich reden. Sich über Elite Gedanken zu machen, hat laut ETH Zürich und Berkeley-Absolvent Winnacker, der bis Ende letzten Jahres die Exzellenzinitiative in Deutschland leitete, bisher nicht geschadet. „Es war ein toller Schritt, das System hat sich bewegt. Und es reden mittlerweile Leute miteinander, die vorher nie miteinander gesprochen haben.“

Forschung

Noch nicht aller Tage Abend

Nach der Entscheidung über die Zukunft der Kompetenzzentren fügen sich die Forschungsunternehmen in die empfohlenen Anträge. Schon im kommenden Jahr besteht die Chance auf eine Neueinreichung.

Alexandra Riegler

Die ganz großen Pläne sind vertagt, zumindest für ein weiteres Jahr. „Bei einem Meeting mit unseren Firmen- und wissenschaftlichen Partnern haben wir vereinbart, einen K1-Antrag zu stellen“, erklärt Markus Kommenda, Geschäftsführer des Forschungszentrums Telekommunikation Wien (FTW). Der gemeinsam mit der Zentrum für Virtual Reality und Visualisierung Forschungs-GmbH (VRVis) im Rahmen des Strukturförderungsprogramms Comet (Competence Centers for Excellent Technologies) gestellte Antrag auf ein K2-Zen-

„Bei einem Meeting mit unseren (...) Partnern haben wir vereinbart, einen K1-Antrag zu stellen.“
MARKUS KOMMENDA

trum wurde zuletzt abgelehnt. Stattdessen empfahlen die wissenschaftlichen Gutachter die Errichtung eines kleineren K1-Zentrums.

Wie bei den anderen K2-Einreichungen war bei den Industriepartnern des geplanten Informations- und Telekommunikationszentrums ICT die Erwartung im Vorfeld groß: „Fahrlässig“ nannte es Helmut Leopold, Leiter des Bereichs Plattform- und Technologie-management bei Telekom Austria, vor zwei Monaten noch, sollte man die Chance vergeben, am Standort Wien einen „IKT-Brückenkopf nach Südosteuropa“ zu schaffen. Heute zeigt sich Leopold weiterhin zuversichtlich und verweist auf „heftige Gespräche“, die unter den Industriepartnern laufen würden, um ein Forschungszentrum in dieser Größenordnung im „anderen Rahmen“ doch noch zu realisieren. Immerhin gilt das K1-Zentrum mit kürzerer Laufzeit und geringerer Fördersumme eher als Trostpfeil. „Dann nimmt man wieder Wissen weg“, ist Leopold überzeugt. Doch der Abgabetermin für den

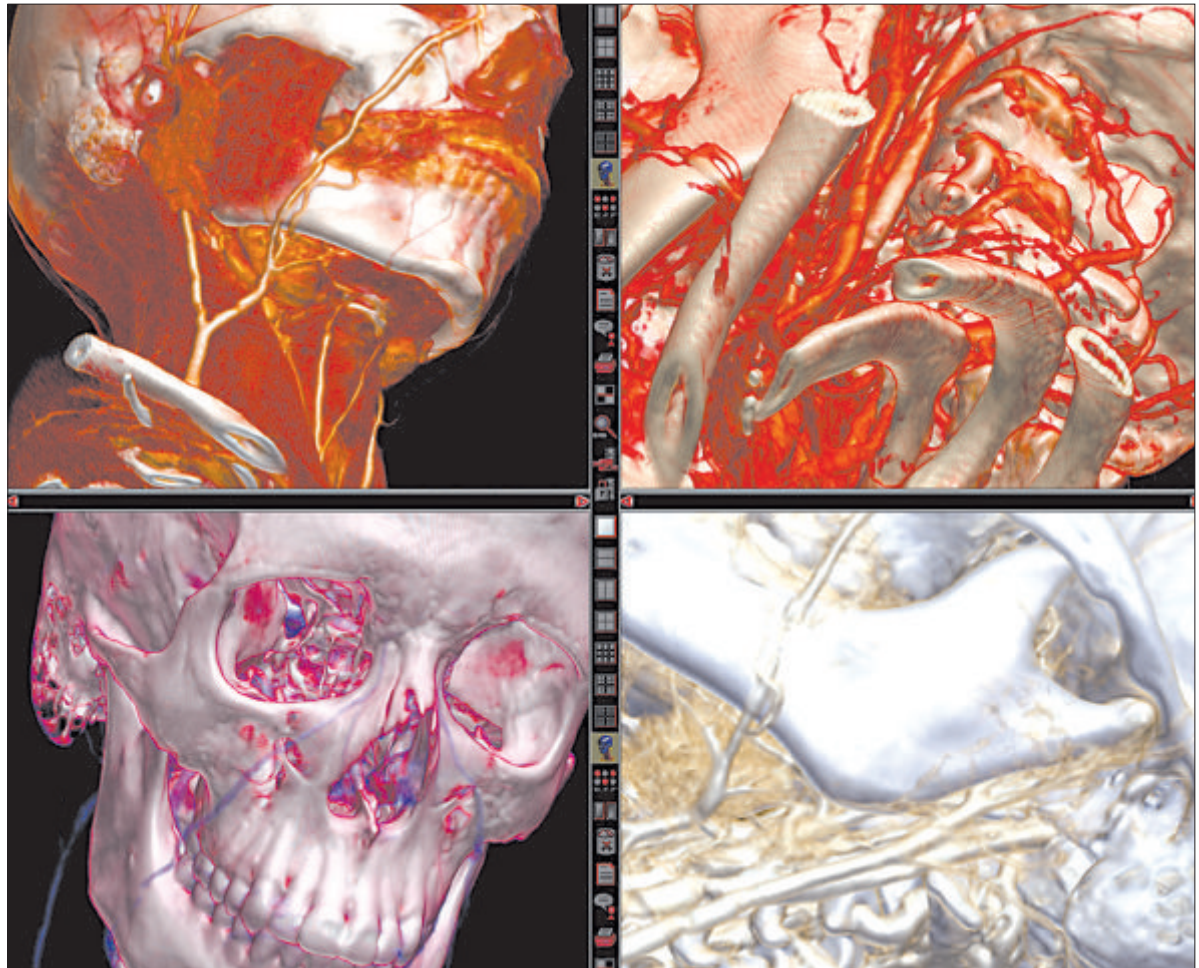
K1-Antrag Anfang November lässt nicht viel Spielraum für Alternativszenarien.

Doch es ist nicht aller Tage Abend. Komendes Jahr steht die nächste Antragsrunde für K2-Zentren an. Dabei soll unter anderem jenen Kompetenzzentren eine Perspektive geboten werden, deren K-plus- und K-ind-Förderung 2008 ausläuft. Der Wettbewerb dürfte für die erneuten Einreichungen damit nicht kleiner werden. Dennoch könnte Zeit bleiben, besser zusammenzuwachsen: „Wir planen im K1-Antrag eine Reihe von Projekten, die die Kompetenzen von VRVis und FTW zusammenführen“, erläutert Kommenda. Mithilfe anderer Förderprogramme, etwa von WWTF, ZIT und FFG, soll ein Volumen erreicht werden, das „zumindest dem der beiden bestehenden Zentren entspricht“.

Zufrieden blickt man bei Siemens auf die Comet-Entscheidung zurück. Der Konzern ist zwar an ICT beteiligt, allerdings auch über Siemens Transportation Systems, die AG und VAI Metal Technologies an den genehmigten K2-Zentren Virtual Vehicle und Austrian Center of Competence in Mechatronics. „Mit großer Unterstützung der öffentlichen Hand wird längerfristige Forschung ermöglicht“, lobt Edeltraud Stiftinger, Leiterin des Corporate Innovation Centers bei Siemens, die Risikobeteiligung des Bundes an der Grundlagenforschung.

Zu technokratisch

Die Exzellenzstrategie hinter Comet hatte den Antragstellern nicht nur in der Endphase der Ausscheidung strikte Formeln abverlangt. Für die einen sind dies schlicht die Regeln eines schärferen Wettbewerbs, für andere geraten die Strukturen auf diese Weise „zu technokratisch“: „Man muss aufpassen, dass es nicht in eine Planwirtschaft abgleitet“, kritisiert Gordon Koell, Geschäftsführer des Centers of Excellence in Medicine and IT, die strikten Vorgaben. So ist etwa der Anteil an Projekten mit Beteiligung nur eines Unternehmenspartners auf höchstens 20 Prozent der förderbaren Kosten zu begren-



Das Konsortium von VRVis und FTW schaffte es bei Comet nur zu einer Empfehlung für ein K1-Zentrum. Alternative Förderungen sollen nun ein ausreichendes Volumen sichern. Foto: VRVis

zen. Auch würden nach Ansicht Koells Großunternehmen trotz nennenswerten Interesses der Kleinen insbesondere bei K2-Anträgen bevorzugt.

Gleichzeitig seien die Antragsverfahren aber auch der Industrie nicht zuträglich. Laut den Ausführungen der FFG zum Comet-Programm stärkt ein möglichst hohes Industriebekenntnis, das „über die bereits verplanten Mittel hinausgeht“, den Antrag. „Wenn man allerdings weiß, dass nur drei durchkommen, ist es eine Verschwendung, sechs Zentren in die zweite Runde zu schicken“, ist Koell überzeugt. Denn: „Was macht man mit der Industrie, die die ganze Zeit mit-

„Wenn nur drei durchkommen, ist es Verschwendung, sechs Zentren in die zweite Runde zu schicken.“

GORDON KOELL

geht?“ Auch bei den Tirolern ist man dabei, „ein Exit-Szenario zu zeichnen“, sagt Koell. Ein K1-Antrag ist im Entstehen. Letzte Gespräche, wonach man das Ruder noch in Richtung eines größeren Projektes her-

umreißen könnte, sind in der Endphase. Die Schaffung der Kompetenzzentren vor knapp zehn Jahren führte in den Ländern zu einer Emanzipation in der Forschungspolitik. Programme wie K-plus verlangten die Schaffung neuer Strukturen; Agenturen wurden gegründet, die heute längst ihr eigenes Förderungsportfolio verwalten.

Evolution in den Ländern

Bei Comet begannen die Länder schließlich von ihrer neuen Selbstständigkeit Gebrauch zu machen, eine Zwangsverpflichtung des Bundes zur gleichmäßigen Kostenteilung ließ sich nicht mehr durchsetzen. Stattdessen wurden diese mit dem Auftrag, mit eigenen Mitteln Schwerpunkte zu setzen, in die Freiheit entlassen.

Claus Zeppelzauer, Technopolmanager und Bereichsleiter für Unternehmen und Technologie bei Ecoplus in Niederösterreich, bestätigt die Entwicklung. „Im Rahmen von K-plus ist Niederösterreich in eine Aufbruchstimmung hineingekommen.“ Die Folge sei „noch mehr Selbstbewusstsein“ gewesen. Entsprechend groß war die Enttäuschung, sagt Zeppelzauer, als der Antrag für das K2-Zentrum für Elektrochemie CEST nur eine K1-Empfehlung erhielt. Immerhin sei man in der ersten

Runde als bestgereihter Bewerber hervorgegangen. Doch auch bei CEST arbeitet man „auf Hochtouren“ an einem K1-Antrag, versichert Zeppelzauer. Damit in Zukunft dennoch alle an einem Strang ziehen, soll die „Plattform FTI Österreich“ die

„Im Rahmen von K-plus ist Niederösterreich in eine Aufbruchstimmung hineingekommen.“

CLAUS ZEPPELZAUER

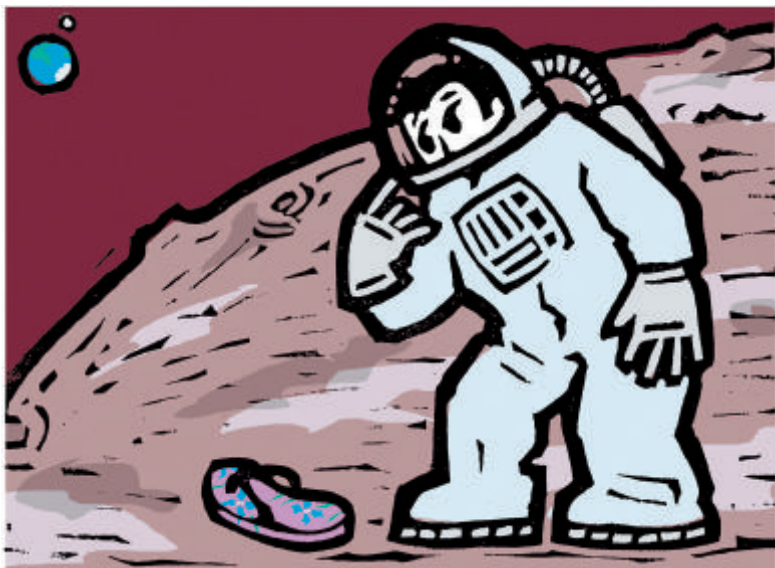
Abstimmung zwischen Bund und Ländern verbessern. Vom Rat für Forschung und Technologieentwicklung ins Leben gerufen, finden sich dort Vertreter von Ländern und Bund zusammen, um eine gemeinsame Förderungsstrategie aufzustellen.

Zeichen des Wettbewerbs

Für Ingolf Schädler, Bereichsleiter für Innovation im Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Bmvit), hätten bei Comet „die mit Abstand Besten“ gewonnen. Auch gesetzt den Fall, dass die Jury mehr als drei Zentren empfohlen hätte, wäre alles geregelt abgelaufen: „Es wäre nie am Budget gescheitert.“

Forschung

Notiz Block



Geschmack liegt in den Genen

Was Menschen gern essen, ist weitgehend genetisch bestimmt. Das berichtete das Londoner King's College. Soziale und Umweltfaktoren sollen eine geringere Rolle als bisher angenommen spielen. 3262 weibliche Zwillinge wurden für die Studie untersucht. Dabei analysierte man die Essgewohnheiten von eineiigen Zwillingen, die identisches Erbgut haben, und die von zweieiigen Zwillingen, die nur die Hälfte der Gene gemeinsam haben. „Bislang sind wir davon ausgegangen, dass unsere Erziehung und das soziale Umfeld bedingen, was wir gern essen“, sagte Spector. Diese Theorie sei widerlegt worden. Für viele Menschen, die gesünder essen oder abnehmen wollen, würden die Ergebnisse auch bedeuten: Die Ernährungsweise hat mehr mit den Genen als mit der persönlichen Entscheidung zu tun.

Alter als Garant fürs Fremdgehen

Ein groß angelegter Vaterschaftstest bei jungen Tannenmeisen in Deutschland hat den Forschern ein verblüffendes Ergebnis beschert. Zwar lebt der Vogel scheinbar streng monogam, und die Paare bleiben oft ein Leben lang zusammen: Doch das sei alles nur Fassade, berichteten die Biologen der Universität Bonn in *Behavioral Ecology Online*: Weltweit gehöre der Singvogel zu den Top Ten unter den „Fremdgängern“. Besonders erfolgreich seien dabei die älteren Männchen. Mehr als 200 Brutpaare und ihren Nachkommen wurden genetische Fingerabdrücke abgenommen. Bei 90 Prozent der Nestlinge konnte der leibliche Vater identifiziert werden. „Bei den Erstbruten im Mai ist knapp jeder dritte Nestling Resultat eines Seitensprungs, bei den Zweitbruten im Juni gar jeder zweite“, fasste der Bonner Evolutionsbiologe Tim Schmoll

das Ergebnis zusammen. Besonders erfolgreich beim Seitensprung waren demzufolge ältere Tannenmeisenmännchen: Sie zeugten erheblich mehr „Kuckuckskinder“ als ihre jüngeren Geschlechtsgenossen. In ihrem ersten Brutjahr zeugen männliche Tannenmeisen der Studie zufolge im Mittel nur 0,3 „außereheliche“ Nachkommen. In den darauffolgenden Jahren bringen sie es im Schnitt pro Brutsaison auf knapp zwei Jungvögel in fremden Nestern. Sie vernachlässigen aber nicht etwa das eigene Weibchen, denn an ihrem regulären Zeugungserfolg ändert das Wildern in fremden Revieren nichts.

Gehirnjogging vor dem Bildschirm

Die Zeiten, als Großeltern über die Computer- und Videospiele ihrer Enkel die Nase rümpften, sind vorbei. Zunehmend und mit wachsendem Erfolg bieten die Hersteller Software zum Gedächtnistraining für die ältere Generation an. Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Menschen mit einem Demenzrisiko und Augenproblemen eher gut daran tun, ihre grauen Zellen per Bildschirm auf Trab zu halten. Wie hilfreich solche Programme aber tatsächlich sind, ist umstritten. Der japanische Branchenriese Nintendo hat nach eigenen Angaben weltweit mehr als 8,6 Mio. Kopien seines Gedächtnistrainings-Programms „Brain Age“ für die Spielkonsole DS verkauft. Zwar verspricht der Hersteller keinen direkten gesundheitlichen Effekt. Die vom japanischen Neurologen Ryuta Kawashima entwickelte Software bringe aber die Gehirne ihrer Nutzer „auf Hochtouren“, wirbt Nintendo. Die Aufgaben für die meist älteren Nutzer sind breit gestreut, reichen vom klassischen Gedächtnistraining bis hin zu Mathematik, Lesen und Musik. Es soll vor allem jenen Teil des Gehirns stimulieren, mit dem gespeichertes Wissen im Alltag abgerufen wird. APA/red

Forschungsdialog: Die Suche nach der richtigen Innovationspolitik

Ideen tanken über die Forschung auf breiter Ebene

Bis zu den Technologiesgesprächen in Alpbach im kommenden Sommer soll „ein Vorrat an Ideen“ gefunden werden, um Österreich an die Weltspitze zu führen.

Thomas Jäkle

Es bleibt dabei: Die Forschungsausgaben sollen bis zum Jahr 2010 auf drei Prozent gesteigert werden, wie es im Lissabon-Ziel der EU-Staaten vereinbart wurde. Bundeskanzler Alfred Gusenbauer hat diese Zielmarke anlässlich des Starts des Forschungsdialogs erneut bestätigt und als „zentralen Punkt“ betont. Das Ziel der Bemühungen: Österreich müsse in den kommenden Jahren zur Weltspitze aufschließen. Weniger Mediumtech, mehr Hightech wird in den kommenden Jahren gefragt sein, um das Land in eine neue Epoche zu führen. Und dazu gebe es „keine Alternative“, wie der Bundeskanzler betonte, „sonst erreichen wir nicht die Weltspitze.“ Gleichzeitig forderte er auch eine stärkere Beteiligung der Unternehmen. Jährlich soll außerdem ein „Innovationsgipfel“ stattfinden. Heuer wurde er für den 27. November angesetzt.

Diskutieren über Neues

Der von Wissenschaftsminister Johannes Hahn initiierte „Österreichische Forschungsdialog“ soll in den kommenden Monaten die Fragen erheben, die am Ende zu einer neuen Innovationspolitik beitragen sollen. Es solle „ein Vorrat an Ideen“ entstehen, bekräftigte Hahn. Über Internet soll der Austausch stattfinden. Dazu eingeladen sind Experten aus der Wissenschaft sowie Unternehmen. Ebenso ist die breite Öffentlichkeit aufgerufen mitzuwirken. „Forschung braucht Öffentlichkeit“, appellierte Hahn. „Es muss uns gelingen, die Forschungsleistungen in der breiten Masse bekannt zu machen.“ Schließlich haben die Forschungsausgaben in der Höhe von drei bis vier Prozent gemessen am Bruttosozialprodukt Auswirkungen auf die Erwirtschaftung für rund 40 Prozent der Wertschöpfung.

Durch die erhöhte Aufmerksamkeit sollen auch mehr Jugendliche für Forschung begeistert werden. „Das darf nicht erst bei den Zehn- bis 14-Jährigen beginnen. Sondern schon vom Kindergarten weg müssen die Strukturen angepasst werden“, fordert Hahn. Ebenso soll auch die Frauenförderung an den Hochschulen forciert werden. Wie beim Sport müsse auch in der Wissenschaft die Breite vergrößert werden.



Österreich in die erste Reihe: Bundeskanzler Gusenbauer und Wissenschaftsminister Hahn sind sich darin einig. Foto: APA

Die Sehnsucht der Politiker nach einem österreichischen Nobelpreisträger scheint besonders groß. Sie sollen als „Leuchttürme“, wie Hahn meint, fungieren. Eine „Operation Nobelpreis“ soll bis in zehn Jahren Erfolg bringen. Was oft bei dieser Diskussion vergessen wird, ist Elfriede Jelineks Nobelpreis für Literatur im Jahr 2004.

Zweifel an den Zielen

Abseits der ambitionierten Reden sieht man die angepeilte Zielmarke mit Skepsis. Erstens ist das Ziel mehr abhängig von den großen Nationen der EU, etwa Frankreich, Großbritannien, Deutschland und Italien, deren Forschungsquoten stärker ins Gewicht fallen als die von Österreich. Zweitens sei ein höheres Wachstum notwendig, um die Marke zu erreichen. „Und sollte das Wachstum sich verlangsamen, dann ist die Drei-Prozent-Hürde sowieso nicht zu knacken“, meinte ein Beobachter aus der Forschergemeinde. Drittens sollte, anstatt unnötig Geld in die Forschung zu pumpen, mehr auf die Qualität der geförderten Projekte geachtet werden.

Aus der Wirtschaft hingegen kommen andere Töne. „Ein stärkerer Mut zur Fokussierung ist notwendig“, meint Helmut List,

Geschäftsführer von AVL List. Außerdem müsse die Frauenförderung forciert werden. „Da hat sich nichts bewegt, da müssen neue Wege gegangen werden“, meint List. Intercell-Vorstandschef Alexander von Gabain fordert hingegen mehr Entrepreneurship in der Wissenschaft: „Wir müssen schauen, dass wir auch für Venture Capital interessant werden. Aber dafür muss auch ein Klima geschaffen werden.“ Die Förderung des Wettbewerbs ist für Helga Novotny, die Vizepräsidentin des europäischen Forschungsrats, notwendig. „Wenn das Wort Auswahl auftaucht, wird das immer gleich negativ gesehen. Das hat auch Positives. Das kann auch heißen, ich suche mir etwas aus. Und das muss passen.“

„An Geld mangelt es nicht“, lautet der Tenor verschiedener Vertreter von Forschungsinstitutionen, die namentlich nicht genannt werden wollten. Tatsache sei, dass wahrscheinlich auch heuer nicht alle Fördergelder abgerufen werden. Jüngstes Beispiel bildet der Klima- und Energiefonds, der kürzlich wieder für die Abgabe von Anträgen geöffnet wurde, nachdem er bereits Ende September geschlossen worden war.

www.forschungsdialog.at

• Siehe Kommentar auf Seite 32

Neue Wege zu Erkenntnissen

Wissenschaftler und Künstler erarbeiteten gemeinsam mit Betroffenen eine Topografie der Wachkomastation im Pflegeheim Lainz, die in mehreren europäischen Städten gezeigt wurde.

Manfred Lechner

Transdisziplinäres Forschen auf einen kurzen Nenner gebracht bedeutet, dass Praxispartner mit Experten ein Forschungsprojekt gleichberechtigt durchführen. In einem von Bernd Kräftner, Mediziner und Leiter des Forschungszentrums für geteilte Inkompetenz, realisierten Projekt kam es zur Zusammenarbeit von Künstlern, Pflegern, Ärzten, Patienten und Angehörigen der Wachkomastation in Lainz. Geteilte Inkompetenz bezieht sich auf den Bereich der Versorgung von Menschen mit schwerer Behinderung, der fruchtbar gemacht werden soll. Berücksichtigt wurden auch andere Mitspieler, wie Bezirksgerichte, Sachwalter und externe Medizinexperten, die bei anstehenden Operationen für Patienten das Einverständnis erteilen müssen. „Beim Wachkoma handelt es sich um einen Kollateralschaden moderner Medizin“, so Kräftner, „da intensivmedizinische Maßnahmen weit mehr Patienten als früher wieder in das Leben zurückholen.“ Sozusagen medizinischer Makel ist, dass einige Patienten für den

Rest ihres Lebens im Wachkoma verbleiben müssen. Es gibt keinerlei gesicherte Erkenntnisse, ob Wachkomapatienten über ein sehr reduziertes oder überhaupt kein Bewusstsein verfügen.

Fragestellungen

Tatsache ist, dass in dieser Station aufgrund der Gegebenheiten alle Prozesse langsamer und mit anderer Rollenverteilung geschehen als sonst in Spitälern üblich. So hat das Pflegepersonal die Möglichkeit, den Therapieverlauf aktiv zu beeinflussen. Da Pfleger sehr nahe mit den Patienten leben, wissen sie um deren Bedürfnisse Bescheid und können auch im Fall von Wundliegen Anregungen für Operationen geben. „Ein im normalen Betrieb ausschließlich Ärzten vorbehaltenes Recht“, erklärt Kräftner. Für ihn stellt diese Station eine Laborsituation dar, in der verwirklicht ist, was seitens der Pflegewissenschaften seit Jahren gefordert wird. Wobei in einem solchen Fall auch das Einverständnis des Bezirksgerichts erforderlich ist. Das Gericht benötigt zur Entscheidungsfindung externe medizinische Experten,



Die künstlerische Darstellung des Pflegealltags schafft neue Sichtweisen auf Abläufe in einer Wachkomastation, die den Beteiligten neue Reflexionsweisen ermöglichen. Illustration: Bernd Kräftner

die wiederum eine andere Sichtweise auf den Krankheitsverlauf haben können. Dies kann dazu führen, dass Operationen abgelehnt werden, da sich nach Ansicht dieser Experten Wundliegen durch vermehrtes Umbetten ebenso vermeiden lässt.

Unterschiedliche Sichtweisen

„Wir unternahmen den Versuch, durch Dokumentation der unterschiedlichen Sichtweisen ein Verständnis für das Politische des Syndromkomplexes zu entwickeln“, fährt Kräftner fort. Um dieses Spannungsfeld sichtbar zu machen, übermalte die Künstlerin Judith Kröll die Dokumentationsfotos und fertigte Zeichnungen an. Bild-

material und Texte wurden auf einer 40 Meter langen und vier Meter hohen Ausstellungswand in Wien, Karlsruhe und Belgrad präsentiert. „Es handelt sich dabei“, erläutert Kräftner, „um eine verdichtete Darstellung, sozusagen um eine Matrix der von uns vorgefundenen Situation.“

Kräftner und sein Team setzten ihre Arbeit in der Station auch nach Auslaufen der Projektfinanzierung fort. Derzeit arbeitet das Team daran, mittels künstlerischer Interventionen mehr Umweltreize zu schaffen. „Es besteht nämlich die Vermutung, dass Wachkomapatienten dadurch gefördert werden können“, hofft Kräftner.

Info

● **Trafo.** Der Begriff steht für die vom Wissenschaftsministerium mit rund 3,4 Mio. Euro geförderte und kürzlich abgeschlossene Programmschiene für transdisziplinäre Forschungsprojekte. Ihr Ziel war es, Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaftler gemeinsam mit Menschen aus der Praxis an gesellschaftlichen Herausforderungen arbeiten und Lösungsansätze entwickeln zu lassen. Es handelte sich dabei um ein außerordentlich offenes Programm, welches auch Projekte, die sich völlig neue Methoden zunutze machen, ermöglichte.

www.trafo-research.at

Europäischer Gleichklang ist gefragt

EU-Recht wird in den EU-Mitgliedsstaaten zwar umgesetzt, in der Anwendung existieren jedoch Defizite.

Auch juristische Themen lassen sich mittels transdisziplinärer Forschung untersuchen. So untersuchte Gerda Falkner, Leiterin der Abteilung Politikwissenschaft am Institut für Höhere Studien und Professorin an der Wiener Universität, im Rahmen von Trafo (siehe Kästchen oben) den Umsetzungsgrad von arbeitsrechtlichen EU-Bestimmungen in Ungarn, Tschechien, der Slowakei und Slowenien. Resümee: In diesen Ländern wurde zwar die Gesetzgebung angepasst, Defizite bestehen aber bei der praktischen Durchsetzbarkeit.

Falkners für dieses Projekt adaptierter transdisziplinärer Ansatz wurde folgermaßen umgesetzt: Das Forscherteam setzte sich aus österreichischen Politologen, Juristen sowie nationalen Experten und Arbeitnehmern zusammen. Das Team führte Experteninterviews vor



Arbeitszeitregelungen und Vermeidung von Diskriminierungen sind in einigen Staaten nur schwer durchsetzbar. Foto: Bilderbox.com

Ort durch und bildete in den untersuchten Ländern auch sogenannte Fokusgruppen. Teilnehmer an diesen Gruppen waren

unter anderem Gewerkschafter sowie Vertreter von Organisationen für Personen mit Behinderung, für homosexuelle

Menschen und Feministinnen. Dieser Mix ermöglichte einen realitätsnahen Einblick in die tatsächlich bestehenden Verhältnisse.

Die Forschungsergebnisse zeigen, dass die Anwendung von Arbeitszeitregelungen, Gleichbehandlung von Frauen und Männern, aber auch Fragen der Diskriminierung aufgrund religiöser oder sexueller Orientierung in den untersuchten Ländern derzeit weitgehend totes Recht sind.

Ursachenforschung

Zurückführen lässt sich dies auf die fehlende personelle und finanzielle Ausstattung der Arbeitsinspektorate, aber auch darauf, dass nur ein geringer Teil der Richterschaft Schulungen in den EU-Regelungen erhielt. Erschwert wird die Durchsetzbarkeit ebenso dadurch, dass die jeweiligen natio-

nalen Sozialpartner nicht in dem Maß wie die österreichischen organisiert sind. Arbeitnehmer haben mit langen Verfahren zu kämpfen, was auch massive ökonomische Belastungen der Betroffenen zur Folge hat.

Dies deshalb, weil sie in Verfahren auf sich allein gestellt sind, da Prozesse oft nicht von den Interessenvertretungen eingeleitet werden können. *malech*

Die Serie erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 21

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*. Redaktion: Ernst Brandstetter Der 22. Teil erscheint am 9. November 2007.

Forschung

„Manche sehen uns als zweites Intel“

Nanoident Technologies druckt Elektronik mit dem Tintenstrahldrucker. Die Tinte ist aus flüssigen Polymeren. Die neue Technologie macht dem Siliziumchip Konkurrenz. Für ein Gerät, das chemische und biologische Kampfstoffe aufspürt, erhielt die US-Tochter des Linzer Unternehmens einen Innovationspreis des *Wall Street Journal*.

Margarete Endl

Die Fabrik liegt in der Linzer Hafensstraße. Hier befindet sich die weltweit erste Produktionsstätte für gedruckte Halbleitersensoren. Sagt Klaus Schröter, Gründer, Gesellschafter und Vorstand von Nanoident Technologies. „Wir stehen am Beginn einer neuen Halbleiterindustrie. Wir arbeiten mit konjugierten Polymeren statt mit Silizium.“

Doch die Fabrik ist off limits für neugierige Besucherinnen. Gibt es denn viele Spione? Schröter lächelt. „Davon gehe ich aus. Wir haben sehr restriktive Sicherheitsmaßnahmen.“ Noch einen Grund gibt es, warum der Unternehmer über seine Zukunftsvisionen lieber in seinem mit edlem Design ausgestatteten Büro redet: In der Fabrik wird unter Reinstraumbedingungen produziert. „Ein Staubpartikel auf einer 100-Nanometer-Schicht ist hundertmal dicker als die Schicht. Da kann man nicht einfach reinspazieren und eine Führung machen.“

Schröter hält ein Fläschchen mit einer orangefarbenen Flüssigkeit in die Höhe. „Das ist die Magie hinter der Geschichte. Das sind flüssige Kunststoffe, die halbleitende Eigenschaften haben – vergleichbar mit jenen von Silizium, dem Grundbaustoff von Computerchips.“

Die Grundmaterialien stammen von Chemieunternehmen.



Halbleitersensoren werden unter Reinstraumbedingungen gedruckt. Ein Kubikmeter Linzer Luft etwa weist zehn Milliarden Partikel auf. Im Reinraum der Klasse 100 befinden sich nur 3500 Partikel pro Kubikmeter, die kleiner als 0,05 Millimeter sind. Foto: Nanoident

Nanoident formt sie um und mischt sie so, dass sie durch die feinen Düsen eines Tintenstrahldruckers passen und homogene Oberflächen bilden. Die Materialien werden in sehr dünnen Schichten aufgetragen. Sie sind 100 Nanomillimeter dick – 500-mal dünner als ein menschliches Haar. Je nach Art der verwendeten Materialien entstehen

unterschiedliche elektronische Bauelemente. Sie können für Displays oder Sensoren eingesetzt werden. Der Vorteil gegenüber Silizium: Die Halbleiter aus Polymeren können großflächig auf beliebiges Material gedruckt werden, etwa auf transparente biegsame Folien. Und die Technologie ist billiger.

Anwendungen gibt es viele. Nanoident konzentriert sich derzeit auf biologische und chemische Sensoren für den Umweltschutz, die Sicherheit und die medizinische Diagnostik.

Aufspüren von Kampfstoffen

„Das ist ein ganzes Labor.“ Schröter schiebt ein dünnes Plättchen, kleiner als eine Kreditkarte, über den Tisch. „Ein Tropfen Blut da drauf, und Sie erkennen sofort, ob jemand Grippe oder nur eine Erkältung hat – oder ob jemand HIV-positiv ist.“ Das „Labor auf einem Chip“ werde die medizinische Diagnostik schneller und zielicher machen und enorme Kosten sparen. „Mit dem Weltmarktführer für Allergietests entwickeln wir einen Test, mit dem man Allergien einfach im Blut herausfinden kann.“

So arbeitet Nanoident auch bei anderen Anwendungen. Produkte werden gemeinsam mit den Marktführern in ihrem Bereich entwickelt. Bei der Hochsicherheitsforschung für das US-Militär zum Aufspüren von biologischen und chemischen Kampfgasen etwa. „Die Detektion von Anthrax war eine der

schwierigsten Aufgaben“, sagt Schröter. Für die Kontakte zur US-Regierung sind die gut vernetzten Leute von Bioident, der in Kalifornien ansässigen US-Vertriebs Tochter von Nanoident, zuständig.



Foto: Nanoident

„Diese neue Halbleiterindustrie bietet die größten Chancen, die ich je gesehen habe.“

KLAUS SCHRÖTER

Das *Wall Street Journal* ist bereits aufmerksam geworden. Im September erhielt Bioident den Technologieinnovationspreis der renommierten Zeitung in der Kategorie Halbleiter. Prämiiert wurde das Photonic-Lab-Gerät für die mobile Analyse von Wasser und Lebensmitteln und die Detektion chemischer und biologischer Erreger. Im

Oktober erhielt Nanoident von den Wirtschaftsprüfern Ernst & Young Österreich den Entrepreneur of the Year Award in der Kategorie Start-up.

Warum zog Schröter von Deutschland nach Linz und baute hier Nanoident auf? „Ich habe 2003 Professor Serdar Sariciftci kennengelernt. Er hat mich davon überzeugt, dass Linz der ideale Standort ist.“ Sariciftci arbeitete viele Jahre mit Chemienobelpreisträger Alan Heeger, dem Erfinder von konjugierten Polymeren, bevor er an die Uni Linz berufen wurde. Er baute das Linzer Institut für organische Solarzellen auf. 2004 gründeten Schröter und Franz Padinger, ein früherer Sariciftci-Student, das Unternehmen. Padinger ist Technikvorstand.

Etwa 100 Mitarbeiter wird Nanoident Ende 2007 haben. Das Unternehmen ist auf Expansionskurs. Der Vorstand ist ermächtigt, Wandelschuldverschreibungen bis zur Höhe von 80 Mio. Euro auszugeben. Die Investmentbank JP Morgan in London ist beauftragt, sie zu platzieren. In den nächsten Jahren sollen Nanoidents Tochtergesellschaften an die Börse gehen.

„Ich habe mich schon mit vielen Technologien beschäftigt“, sagt Schröter. „Was wir bei Nanoident machen, ist im Vergleich dazu sehr komplex. Diese neue Halbleiterindustrie bietet die größten Chancen, die ich je gesehen habe. Manche Investoren sehen uns als zweites Intel – wie Intel vor 40 Jahren.“

Im Fördertopf

Jungunternehmer und Gründer aufgepasst: Departure Experts fördert Unternehmen der Creative Industries in der Wachstumsphase. Zielgruppe sind Unternehmen, die durch die Zusammenarbeit mit Experten fehlende betriebswirtschaftliche und andere fachliche Kompetenzen ausgleichen möchten. Grundlage der Förderung ist ein geplantes Projekt oder Wachstumsvorhaben, welches mit spezieller Beratungs- und Expertenleistung realisiert werden soll. Förderkriterien sind: innovatives, kreatives Geschäftskonzept, deutliches Wachstumspotenzial, das geplante Vorhaben muss durch die Beratungsleistung signifikant unterstützt werden, bisherige kaufmännische und kreative Erfolge, Synergien und Image-Gewinne für den Wirtschafts- und Kulturstandort Wien. Gefördert werden Beratungsleistungen von Experten aus dem Departure-Expertenpool: Erarbeitung oder Evaluierung eines Geschäftskonzepts und Businessplans, Rechts- und Steuerberatung, Finanzierungs- und Liquiditätsberatung, Entwicklung einer Kooperationsstrategie, Organisation und Management, Produkt- und Leistungserstellung, Marketing und PR, Branding, Kommunikationsdesign und Vertrieb sowie Mentoreneleistung. Höhe der Förderung: maximal 15.000 Euro. Laufende Einreichung ist möglich. Infos: www.departure.at.ask



Forschung

Im Kosmos das Chaos

Die Genforschung der Zukunft gehört den Bastlern, nicht den großen Konzernen und ist eine fröhliche Wissenschaft.

Detlef Borchers

Heute ist Genforschung Großforschung. Die nicht faulende Tomate, der Mais, der sogar noch in Hyperborea wächst – sie sind patentiertes Eigentum von großen Konzernen, die mit dem Saatgut viel Geld verdienen wollen. Und das jährlich. Selbst züchten und Saatgut tauschen wird in dieser Logik kriminalisiert. Die härtesten Gesetze hat der von den US-Interessen dirigierte Irak bekommen, wo die Aussaat nicht lizenzierten Weizens verboten wurde. Die Frage ist, ob es eine andere Genforschung geben kann, bei der wieder selbst gezüchtet und experimentiert werden kann. Technisch scheint dies keine Utopie zu sein. Auch in der Gentechnik gilt Moore's Law von den immer kleiner und leistungsfähiger werdenden Computerbausteinen. Die 1965 vom US-Amerikaner Gordon Moore aufgestellte Faustregel besagt, dass sich alle zwei Jahre in etwa die Rechenleistung verdoppelt. Moore hatte 1968 übrigens den Chip-Hersteller Intel mitgegründet.

Amateure bauen Artenvielfalt

Große Hoffnungen, nicht bald an die Grenzen zu stoßen, setzt man deshalb heute in Bio-Chips, auf denen ein Gentechnik-Labor in Miniaturform nachgebildet werden kann. Sie werden immer leistungsfähiger. Als Beispiel mag der portable DNA-Analyse-Koffer genannt sein, den die Firma NEC vorgestellt hat. Mit ihm sollen Kriminologen vor Ort in 25 Minuten eine DNA-Analyse durchführen können. Denkt man einen Schritt weiter, ist der Kosmos-Baukasten „Biologie“ keine spinnerte Idee. So jubelte der Physiker Freeman J. Dyson in der *Neuen Zürcher Zeitung* über die strahlende Zukunft der Biotechnologie, in der sich Tausende von Amateuren mit der Gentechnik beschäftigen und eine neue Artenvielfalt produzieren. Mit den Hobby-Genbiologen komme auch das Ende der sinistren Mächte der Großkonzerne, erklärte Dyson. Die in Tierhandlungen auftauchenden Fische in neuen, strahlenden Farben wertete er als erstes Indiz eines neuen, gelassenen Umgangs mit der Gentechnologie.

Die fröhlichen Blicke auf die Hobbyisten und die Demokratisierung der Gentechnik stellen zugleich einen Abschied vom Darwinismus dar. Forscher wie Dyson sehen in dieser Demokratisierung eine Rückkehr zur Ursuppe, in der Gene zwischen allen Lebewesen frei getauscht wurden, bis vor drei Mrd. Jahren der Sündenfall passierte, eine Zelle einen Sonderweg einschlug und ihr geistiges Eigentum für den Eigengebrauch reservierte. „Diese Zelle, eine Art drei Milliarden Jahre alter Vorläufer von Bill Gates, trennte sich von der Gemeinschaft und weigerte sich, ihr Erbgut zu teilen“, meint Dyson.

Dysons Idee von einem Bill-Gates-Prototyp in der Ursuppe hat verschiedene Konsequenzen. Computerfans fühlen sich sofort an Bill Gates' berühmten Brief an die Hobbyisten

erinnert, in dem dieser vor über 30 Jahren das Recht von Microsoft verteidigte, Software zu verkaufen. Dabei störte es Gates damals nicht, dass große Portionen seiner Software von den Hobbyisten mitentwickelt worden waren.

Die Aufhebung des gatesschen Darwinismus heißt Open Source und lebt von der Idee, dass die Gene oder besser der gesamte Quellcode einer Software frei getauscht werden kann. Analog wäre die

Frage, ob Hobby-Gentechniker ähnlich altruistisch denken oder nicht vielleicht auch auf einen genetischen Knüller hoffen, mit dem sich, einmal patentiert, das große Geld machen lässt. Umgekehrt wären ganz andere Entwicklungen als Dysons fröhliche Gen-Anarchie denkbar. Denn die Unternehmen, die das Labor auf einem Chip entwickeln, sind zwar Neugründungen in der Biotechnik-Branche, aber als Start-ups von ihren Risiko-

kapitalisten abhängig. Diese achten vor allem auf die richtige Rendite, auf den Verkauf der Chip-Lösungen an große Konzerne oder auf einen spektakulären Börsengang. Mit Ideen einer Gentechnik für alle, mit Kosmos-Baukästen und einem neuen Feuerwerk der Artendiversität haben sie wenig am Hut. Am Ende siegt dann der schnöde Mammon oder ganz vulgär das darwinistische Prinzip vom Fressen und Gefressenwerden.

Die „Stille Post“ scheint im digitalen Zeitalter kein geeignetes Kommunikationswerkzeug mehr zu sein. Da ist es doch viel einfacher, per Computer oder Telefon Botschaften auszusenden, ganz egal, ob es sich um Sprachmitteilungen, Daten, E-Mails oder Bilder handelt. Und zwar ganz gezielt an bestimmte Personen, an spezielle Abteilungen, an den Außendienst oder einfach an alle. Völlig unabhängig davon, wo sich diese Personen gerade aufhalten. Ein Kommunikations- und IT-Netzwerk von Kapsch wird genau auf die Größe Ihres Unternehmens und Ihre Bedürfnisse angepasst, entweder neu aufgebaut oder als Erweiterung und Modernisierung in Ihre bestehende Infrastruktur integriert. Inklusive aller Dienstleistungen rund herum. Das Leben kann so praktisch sein. Enabling effective real time business. Kapsch. | www.kapsch.net

kapsch >>>
always one step ahead

Was Sie zu sagen haben, wollen alle wissen.

Kommunikationsnetzwerke
von Kapsch BusinessCom.



Forschung

Ich spiele, also bin ich

Neue wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Online-Rollenspiele Einfluss auf das Leben des Spielers nehmen können. Suchtgefahr soll es jedoch keine geben. Das aber bezweifeln Skeptiker – trotz Studien.

Christoph Huber

Es muss schon einen besonderen Reiz haben, sich in fremde Rollen in einer noch dazu völlig fremden Welt zu versetzen: Das seit seinem Start im Jahr 2004 meistverkaufte PC-Spiel „World of Warcraft“ ist ein solches Rollenspiel. Es hat laut Wikipedia neun Mio. aktive Nutzer.

Derartige Rollenspiele haben einen starken Einfluss auf die Psyche der Mitspieler, haben Wissenschaftler nun festgestellt. Sie können unter Umständen tief in das Leben einschneiden und zu Schlafverlust führen, wie der Psychologe Joshua Smyth von der Universität Syracuse in einer Studie dokumentierte.

Die Internet-Komponente solcher Spiele führe auch dazu, dass die Spieler insgesamt mehr Zeit mit dem Spiel verbringen, heißt es in der Arbeit. Auch und vor allem bei Jugendlichen: 30 Stunden PC pro Woche bei Zwölf- bis 15-jährigen, die sich mit Rollenspielen beschäftigen, sind keine Seltenheit mehr. Das gelte vor allem für die sogenann-

ten „Massively Multiplayer Online Role-Playing Games“ – für beliebig viele Spieler geeignete Online-Rollenspiele –, die in den vergangenen fünf Jahren besonders viel Zuspruch fanden, wie es in der Studie heißt.

Für die Untersuchung hatte Smyth 100 freiwillige Studenten in vier Gruppen eingeteilt, die Unterhaltung in verschiedenen Arten von Computerspielen suchen sollten. Eine Gruppe spielte das mittlerweile als Klassiker bezeichnete Online-Rollenspiel „Dark Age of Camelot“, das erstmals 2001 auf den Markt kam. Nach einem Monat hatte sich die Gesundheit der Gruppenmitglieder verschlechtert. Das alles beherrschende Spiel zeigte auch Auswirkungen auf das Studium und das Sozialleben der Spieler, die letztlich immer mehr vereinsamten und ein recht merkwürdiges Verhalten in der Kommunikation mit anderen an den Tag legten. Sie hatten aber auch mehr Spaß beim Spielen und erklärten häufiger als die anderen Studienteilnehmer, dass sie neue Freunde gewonnen hätten – womöglich



Rollenspiele wie „World of Warcraft“ bergen Suchtgefahr, auch wenn Gegenteiliges durch Studien belegt wird. Studien sollen das Problem nur schönreden, behaupten Skeptiker. Foto: Blizzard Entertainment

über den mit dem Spiel verbundenen Chat.

Studienautor Smyth kritisierte, dass sich die Debatte über Computerspiele meist nur um deren oft gewalttätigen Inhalt drehe. Eine Suchtgefahr konnte er freilich nicht feststellen. Damit widerspricht er zahlreichen Wissenschaftlern, die sich schon seit Jahren mit den Auswirkungen von Spielen auf die menschliche Psyche beschäftigen. Am Anton-Proksch-Institut in Wien meint man zum Beispiel, die Suchtgefahr steige mit der Zeit, die man mit dem Spiel verbringt. „Die Spiele sind so konzipiert,

dass man sie lange und intensiv spielt. Längerer, hoch dosierter Konsum führt dann leicht in die Abhängigkeit“, erklärte Institutsleiter Michael Musalek im vergangenen Sommer gegenüber *Presstext Austria*. Die Folgen seien Unfähigkeit, in die reale Welt zurückzukehren, sowie Isolation.

Das Abdrehen der Realität

Wer Online-Gaming liebt und die Augen vor der Realität verschließt, neigt dazu, jene psychischen Probleme, die die Folge sein könnten, schönzureden. Gamer halten negativen Presseberichten über Online-

Rollenspieler eine Langzeitstudie des Forschers Nick Yee von der Stanford-Universität entgegen. Der Untersuchung zufolge, die seit 1999 durchgeführt wird, verbringen Online-Rollenspieler nicht mehr Zeit vor Bildschirmmedien als der durchschnittliche US-Bürger. „Mmorp-Spieler verbringen im Schnitt 21 Stunden in der Woche mit dem Spiel und 7,7 Stunden vor dem Fernseher. Der durchschnittliche Fernsehkonsum der Gesamtbevölkerung beträgt 28 Stunden“, sagt Yee. Was die Gefahr, einer Spielsucht zu verfallen, nicht wirklich relativiert, wie Skeptiker meinen.

HOHE BESUCHERQUALITÄT

Die ITnT hat sich in den letzten Jahren zu DER IT-Fachmesse Österreichs etabliert und ist für Siemens Enterprise Communications der wichtigste heimische Messeauftritt. Die hohe Besucherqualität und starke Frequenz 2007, sowie die Ausrichtung auf Zentral- und Osteuropa bietet uns eine hervorragende Plattform, um Besucher über das Produkt- und Leistungsportfolio zu informieren, Kontakte aufzubauen bzw. zu pflegen. 2008 setzen wir unsere Schwerpunkte auf KMUs sowie Großunternehmen und präsentieren vor Ort das neue Produktportfolio – vom HiPath 8000, dem Highend-Kommunikationssystem bis hin zur Mobility-Lösung. Wir freuen uns bereits jetzt auf interessante Gespräche und potentielle Neukunden.

DI Josef Jarosch
Geschäftsführer, Siemens Enterprise Communications GmbH



JETZT ANMELDEN!

INFOS UND ANMELDEUNTERLAGEN:

T: +43 (0)1 727 20-376 ■ F: +43 (0)1 727 20-442 ■ E: itnt@messe.at

ITnT

Trade Fair for Information Technology and Telecommunication focused on Central Europe

in partnership with **EXPO COMM**

5 - 7 FEBRUAR 2008
MESSE WIEN

Technologie

Ferri Abolhassan: „Der Mittelstand ist ein stark wachsender Bereich.“ Aber auch an alten Kunden müsse man durch lebenslanges Lernen dran bleiben. Russland sei das neue Indien. Der Saarländer mit persischen Wurzeln ist bei SAP für Spezialaufgaben bestimmt. Der Emea-Chef von SAP hat nun auch eine Mission in Österreich.

„In der Zitrone Österreich ist noch viel Saft“

Thomas Jäkle

Europas größtes Software-Haus SAP baut kräftig um. Das Prinzip „Das Bessere ist der Feind des Guten“ tritt da mit aller Härte auf. Die Österreich-Tochter wird nun stärker von der deutschen Zentrale dirigiert. Emea-Chef Abolhassan treibt das Geschäft in Österreich an. Die Zeichen stehen auf Wachstum. Ein wenig auch auf Sturm. Die Ablöse des SAP Österreich-Chefs wurde kürzlich bekannt gegeben.

economy: Die SAP-Software kommt vielen Klein- und Mittelunternehmen immer noch als zu mächtig, als sehr komplex vor. Wie kommt das?

Ferri Abolhassan: Das bedauere ich sehr, dass wir vom Mittelstand so wahrgenommen werden. Was wir aber machen, ist eine Plattform zu bauen wie die Automobilindustrie. Da ist es dem Kunden egal, ob der Motor von einem Zulieferer kommt oder die Sitze von jemand anderem. Genau nach demselben Prinzip funktioniert unsere Software-Plattform. Und das müssen wir offenbar besser vermitteln.

Informationstechnologie (IT) ist laut Studie von A. T. Kearney eher Wachstumsblocker und Kostentreiber. Nicht gerade schmeichelhaft?

Es gibt noch häufig eine Technologie- und dann erst Nutzenorientierung in der IT-Branche. Es wundert auch uns, dass Technologieverspieltheit immer wie-

Steckbrief



Ferri Abolhassan ist 2004 zu SAP zurückgekehrt. Von 2001 bis 2004 war er Vorstandschef bei IDS Scheer. Zwischen 1998 und 2001 war er bereits bei SAP. Derzeit ist er Chef für die Region Europa, Mittlerer Osten und Afrika (Emea) und somit für Algerien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland, Österreich, Russland und die GUS-Staaten, die Schweiz sowie für Skandinavien zuständig. Foto: Jake

der Vorrang hat. IT muss lernen, Business zu verstehen, Business-Probleme zu lösen und nicht IT-Probleme zu karikieren. Technologie soll nur den Rahmen schaffen, der Möglichkeiten für die Zukunft offenlässt. Und das muss transparent sein. Das ist wie zwei Schritte auf Business und einen auf IT zuzugehen.

Sie denken, die Botschaft kommt an?

Nehmen wir Red Bull als einen großen Prozess-Innovator. Es ist die Vermarktung einer Lifestyle-Idee, ihrer Kernkompetenz. Alles andere machen Partner. Wie mache ich ein schnell wachsendes Unternehmen beherrschbar? Wie habe ich das Wachstum im Griff? Ein Paradebeispiel, wie man den CIO abholen kann, ihm klar

machen kann, wie man die Prozesse vereinfacht. Machen wir das schnell, machen wir das schlank, dann habe ich sie auf meiner Seite.

Bei der bisher beinahe unabhängig agierenden Österreich-Tochter sind nicht alle glücklich, dass Sie das Ruder übernommen haben. Wo gibt es Widerstände?

In Österreich haben wir ein extrem kompetentes Team in einem Markt, den wir schon lange bearbeiten. Da liegen Potenziale nicht mehr auf der Straße. Das heißt aber, dass wir ein verlässlicher Partner für unsere Kunden bleiben. Wir müssen auf jeden Fall das Big Picture des Konzerns im Blick haben. Da gibt es Freiheiten, aber auch gewisse Spannungsfelder, da ha-

ben wir auch gewollte Konflikte, aber das halten wir aus.

Wo sind denn die Baustellen?

Der Mittelstand ist ein stark wachsender Bereich. Auch Großkunden, Banken und Versicherungen. Im Kernbankengeschäft sind wir noch nicht so vertreten, wie wir das sein wollen. Auch um Kunden, die wir schon lange haben, müssen wir uns weiterhin kümmern. Das ist ein Prozess des Lifelong Learnings, der nie aufhört. In der Zitrone Österreich ist noch viel Saft. Verdammst viel. Diese Aussage wurde einmal fehlinterpretiert. Man kann auch sagen, dass da noch viel Musik drin ist.

Und Osteuropa?

Der Osten holt schnell auf, mit einer Radikalität, kompromisslos, klar fokussiert. Dort will man nur das Beste. Russland ist das Indien Europas, als solches aber schneller als Indien. Enorm schnell werden die Dinge begriffen und realisiert. Es ist ein Land, das gerade die erste Stufe der Rakete gezündet hat. Deshalb würde ich als Europäer gern, wenn wir von China und Indien als Wirtschaftsmächte reden, Russland als Rising Star in unserer Mitte sehen.


Sie haben den Ruf, ein Mann für Spezialaufgaben zu sein. Man könnte es auch Aufräumer nennen?

Aufräumer gefällt mir nicht. Das stimmt so nicht. Besser gefällt mir: Verbesserer. Ich trete an, um die Dinge besser zu machen, um sie voranzutreiben.


Word-Rap

economy fragt:

- **Bildung**
Abolhassan: Chance.
- **Schule**
Bildung, ganz früh.
- **Migration:**
Prozesse.
- **Mehrsprachigkeit:**
Grundvoraussetzung, um Geschäfte zu machen.
- **„Denglisch“:**
Sprachprobleme.
- **Diversity:**
Grundvoraussetzung, um Geschäfte zu machen.
- **Glück:**
Was wir alle wollen.
- **„Euro 2008“: Wer wird Fußball-Europameister?**
Wir.
- **... und Österreich?**
Sind sie in unserer Gruppe, werden sie nicht gewinnen.
- **Wie viel haben Sie im Vorjahr verdient?**
Zu wenig.
- **... heißt wie viel?**
Zu wenig.
- **Was kostet ein Liter Milch?**
80 Cent? Stimmt das? Was kostet ein Liter Milch?



VTO
Verband der
Technologiezentren Österreichs




Der **VTÖ** ist

- Koordinator des nationalen Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
- Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
- Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
- Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

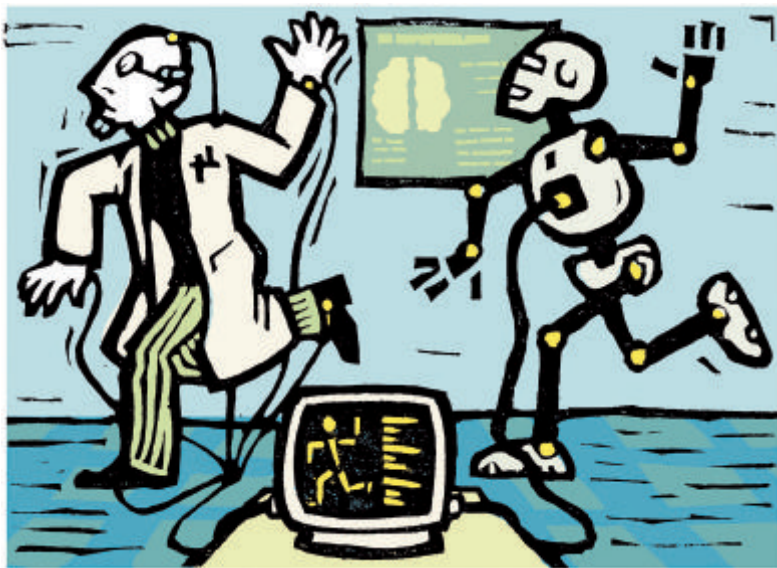
Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at

supported by 

Technologie

Notiz Block



iPhone als Museumsführer

Apples iPhone soll seinen Funktionsumfang erweitern und als interaktiver Wegweiser bei Ausstellungen und in Museen zum Einsatz kommen. Nous, ein heimischer Anbieter von Multimedia-Guides, entwickelt die Anwendung für die Endgeräte iPhone und iPod Touch. Die ersten Projekte sollen ab Jänner 2008 in mehreren österreichischen Museen starten. Die iPhones können vorerst in den Ausstellungshäusern gemietet werden, die angebotenen Inhalte lassen sich allerdings auch von privaten Handsets abrufen. Über WLAN sollen sowohl der Content als auch die Statistiken laufend mit einem Server-System ausgetauscht werden. Von der einfachen Bedienung per Touchscreen erwarten sich die Entwickler eine verbesserte Benutzerführung gegenüber bestehenden mobilen Anwendungen. Museen erhalten zudem die Möglichkeit zur Interaktion mit den Besuchern, indem sich verschiedene Formen von Feedback über WLAN an die Institution zurückschicken lassen.

Spamming via MP3-Anhang

Zur Unterwanderung von Spam-Filtern bedienen sich Spammer neuerdings Audio-Dateien im MP3-Format. Dies meldet der deutsche Sicherheitsanbieter Eleven. Demnach seien erstmals unangeforderte Werbe-E-Mails aufgetaucht, die über MP3-Anhänge verfügen. Die Audiodatei enthält dabei die eigentliche Werbenachricht. Geworben wird im 50 bis 150 Kilobyte großen Mail-Anhang für Aktien – mit stark verzerrter Stimme und in schlechter Tonqualität. Die E-Mails der aktuellen Spam-Welle enthalten außer der angehängten Datei nur wenige Informationen, begleitender Text und Betreffzeile fehlen meist. Der Versand geschieht wie auch bisher schon über Bot-Netze.

Mini-Lesekopf für Riesenfestplatte

Hitachi präsentierte eine neue Technologie für Festplattenlesköpfe, mit deren Hilfe sich die Größe von Harddisks deutlich steigern lässt. Mit den um die Hälfte verkleinerten Lesköpfen sollen sich Desktop-Festplatten mit bis zu vier Terabyte und Notebook-Harddisk bis zu einem Terabyte herstellen lassen. Die Lesköpfe haben eine Breite von maximal 50 Nanometern und können so noch feinere Datenstrukturen als bisher auslesen. Auf diese Weise wird die Dichte erhöht. Außerdem wurde eine Verringerung des Signal/Rauschverhältnisses erreicht. Die CPP-GMR-Lesköpfe (Current Perpendicular-to-the-Plane Giant Magnetoresistive) reagieren empfindlicher und können so auch die durch die Miniaturisierung immer schwächeren Magnetfelder korrekt erkennen. Grundlage dieser Festplattentechnik ist der 1988 entdeckte Riesenmagnetwiderstand, für den die Physiker Peter Grünberg und Albert Fert zuletzt den Nobelpreis erhielten.

Fernseher mit OLED angekündigt

Der japanische Elektronikkonzern Sony will ein Fernsehgerät auf Basis der OLED-Technologie (organische Leuchtdiode) auf den Markt bringen. Das Modell XEL-1 soll in Japan ab Anfang Dezember erhältlich sein. OLED-Displays treten in Konkurrenz zu herkömmlichen LCD- und Plasma-Schirmen, zumal sie keine Hintergrundbeleuchtung benötigen und existierende Panels bei Helligkeit und Kontrastfähigkeit in den Schatten stellen. Weiters zeichnet sich die Technologie durch eine besonders flache Bauweise und geringen Stromverbrauch aus. Durch ihre effiziente Umwandlung von Energie in Licht sollen organische Leuchtdioden auch im Bereich von Beleuchtungstechnik zum Einsatz kommen. *arie*

Den Apfel in der Hand

Die Software von Apples iPhone begeistert die Software-Entwickler. Verknüpft mit einer SAP-Anwendung für Restaurants soll dem Anwender ein komfortables Werkzeug zur Hand gegeben werden.

Thomas Jäkle

Casinos, Hotelketten, Restaurants oder auch Kaffeehausketten à la Starbucks haben es dem Deutschen Uwe Göhring angetan – was seine neue Geschäftsidee betrifft. Der 46-jährige Teilhaber eines Restaurants im New Yorker Stadtteil Tribeca ist SAP-Experte. Seit über 20 Jahren. Derzeit feilt er an „Iris“, dem Integrated Restaurant Information System. Konkreter Anlassfall: 7500 Restaurant- und Hotelbetriebe allein in den USA wollen Schätzungen zufolge in den kommenden fünf Jahren Software im Wert von sieben Mrd. US-Dollar (4,9 Mrd. Euro) austauschen oder nachrüsten.

Vor 20 Jahren ist der SAP-Experte von Deutschland über ein Intermezzo in Großbritannien in die USA gekommen. Er war einer der ersten SAP-Berater, der in den USA in Öl-, Industrie- und Lebensmittelkonzernen die Unternehmen zunächst einmal umgekrempelt hat, um die SAP-Software für diese Branchen einzuführen. Mit einer SAP-Spezialanwendung für Druckereien hatte er sich Ende der 1990er selbstständig gemacht und bis zu 20 Mitarbeiter beschäftigt. Sein Unternehmen samt der Software hat er im Jahr 2002 verkauft.

Seit gut einem Jahr arbeitet er mit seinem Mini-Unternehmen Bigbyte an einer Gastronomielösung, die „das Beste aus verschiedenen Welten“ miteinander verknüpfen will. Göhrings SAP-Gastronomie-Software soll sich durch besondere Funktionalität und Benutzerfreundlichkeit auszeichnen. Soll heißen: Kellner, Barmann und Restaurantmanager sollen mit einfachsten Eingabegeräten arbeiten. Das sogenannte Front-End wird dann mit der SAP-Anwendung verknüpft. Neben den Zahlungsvorgängen, Reservierungen oder Empfehlungen für den Gast können im Hintergrund der Lagerbestand, das Bestellwesen, der Wareneingang sowie die Personalverrechnung verknüpft werden. „Bucht sich ein Mitarbeiter ein, so läuft seine digitale Stechuhr gleich mit. Ebenso kann der Küchenchef auf Knopfdruck feststellen, was er an Lebensmitteln noch im Keller hat“, erklärt Göhring.

... and all that Jazz

Und obendrauf kann mit dem mobilen Bestell-Terminal noch der Musikplayer fürs Lokal bedient, also der digitale DJ gesteuert werden.



Das Restaurant vom iPhone aus managen – und mit einer SAP-Anwendung sollen die Betriebsabläufe abgebildet werden. F.: jake

Vorbild für das Front-End ist das iPhone von Apple. „Die Multi-Touch-Technologie eignet sich für den Einsatz in der Gastronomie bestens“, sagt Göhring. Per Fingertipp können die benötigten Programme nicht nur aufgerufen werden. Vielmehr liege der Reiz darin, dass das mühsame Durchklicken dank Multi-Touch-Software ein Ende hat. „Der Restaurant-Angestellte kann einfach auf ein Symbol auf dem Bildschirm tippen und das Symbol über den Bildschirm ziehen, also ein Symbol nach dem anderen mit dem Finger hin- und herschieben, wie es gerade notwendig ist. Eine exzellente Software, die Apple da vorgelegt hat.“

Schnelligkeit durch die hohe Benutzerfreundlichkeit und vor allem auch ein geringer Schulungsaufwand für das Personal seien die schlagenden Vorteile. Der Nutzer würde schon gar nicht mehr merken, dass er eigentlich mit einem SAP-System arbeitet, das früher mit teilweise unendlichen Dialogfenstern nur ausgebildeten Buchhaltern richtig Freude bereitet hat.

Mangelnden Datenschutz durch das mitgelieferte Kundenmanagement-Modul lässt der SAP-Experte nicht gelten: „Die Funktionalitäten sind zwar

vorhanden, um unterschiedliche Daten zusammenzutragen. Nur: Was die Restaurants damit machen, wie weit sie das System ausreizen, das ist ihre Sache“, sagt der SAP-Experte.

Mit einem Kundenmanagement-System (CRM) können etwa die letzten Lokalbesuche des Kunden gespeichert werden: was er gespeist hat, welchen Wein er bevorzugt, ob er eher fettarme Gerichte, Fisch oder Fleisch schätzt, ob er in Begleitung kommt oder in einer Gruppe. Der Fantasie sind (fast) keine Grenzen gesetzt. Ein solcher Service wird in den USA in der Regel als kundenfreundlich wahrgenommen und goutiert, in Europa empfindet man dergleichen eher als Eingriff in die Privatsphäre. „Die Amerikaner lieben Service und eine freundliche Ansprache. Wenn das Datensammeln übertrieben wird, dann ist der Spaß auch hier zu Ende“, erklärt der Wahl-New-Yorker.

Etwa eine Mio. Euro ist für die Entwicklung sowie für die Endgeräte notwendig, um „Iris Version 1“ auf den Markt zu bringen. Kontakte zu SAP in Walldorf wurden eingeleitet. Ebenso führt Göhring Gespräche über eine Forschungs Kooperation mit der Cornell University.

Wirtschaft

Der Wert der Trauer

Gerichte sprechen nur zögerlich höheres Schmerzensgeld für Trauer nach dem Tod eines Angehörigen zu. Sie tun es erst bei einer massiven Depression. Gewöhnliche Trauer genügt nicht. Doch auch die Psychiatrie hat posttraumatische Belastungsstörungen erst vor zwei Jahrzehnten erkannt.

Margarete Endl

Seit ein Geisterfahrer seinen Pkw rammte, ist der Mann an Armen und Beinen gelähmt, sieht Doppelbilder, weil seine Augenmuskeln gelähmt sind, und muss bis an sein Lebensende künstlich beatmet werden. Zum Zeitpunkt des Unfalls war er 21 Jahre alt. Aufgrund seiner Schmerzen, gesundheitlichen Komplikationen, psychischen Probleme und ständig bewusst erlebten Todesangst sprach ihm der Oberste Gerichtshof (OGH) im April 2002 ein Schmerzensgeld von 218.000 Euro zu. Gefordert hatte er 363.000 Euro.

„Die Schmerzensgeld-Zusprüche der österreichischen Gerichte sind immer noch eine Kulturschande“, schrieb damals der Jurist Hans Pfersmann. „Das ist ein Fanal! Die österreichische Judikatur würde gut daran tun, endlich mit der Schmerzensgeldpraxis vergleichbarer westeuropäischer (Kultur)Staaten halbwegs gleichzuziehen.“

„In Deutschland stehen für schwerste Fälle 500.000 Euro Schmerzensgeld zu“, sagt Bernhard Koch, Zivilrechtsprofessor an der Universität Innsbruck.

Wenn Trauer krank macht

Seit Jahren wird kritisiert, dass in Österreich das Schmerzensgeld bei schwersten Verletzungen zu niedrig ist. Es vollzieht sich zwar eine Anpassung nach oben, aber nur langsam. Bei Trauerschmerzensgeld hat sich in den vergangenen Jahren allerdings etwas bewegt. Wobei die Gerichte nur zögerlich ein höheres Schmerzensgeld zusprechen, dafür aber der OGH mehrfach die Urteile der unteren Instanzen nach oben revidiert hat.

Ein Ehemann und Vater erhielt 65.000 Euro Schmerzensgeld für den Tod seiner gesamten engeren Familie. Bei einem durch einen Lkw verursachten Verkehrsunfall starben seine Frau und seine drei erwachsenen Kinder. Seither leidet er unter Hoffnungslosigkeit, Suizidgedanken, Schlafstörungen, Antriebsstörungen und anderen psychischen Einschränkungen, die der OGH nicht als bloße normale Trauerreaktion klassifizierte, sondern als depressive Symptomatik mit klinischer Relevanz. Der Kläger hatte 90.000 Euro gefordert.



Für den Tod in der Lawine gibt es keine Entschädigung. Die Gewalt der Natur kann man anklagen, aber nicht verklagen. Es sei denn, jemand hätte die Lawine grob fahrlässig losgetreten oder nichts für den Lawinenschutz getan. Foto: Öamtc

Eine Mutter und ein Vater, die einen ihrer fünf Söhne bei einem Verkehrsunfall verloren und seither in schwere Depression verfallen sind, erhielten je 30.000 Euro.

Diese beiden Fälle sind allerdings Ausreißer nach oben. Im Schnitt gestehen die Gerichte Beträge zwischen 7000 und 11.000 Euro zu. Immerhin aber nicht nur Ehepartnern und Kindern, sondern auch einem Mann, der für seinen jüngeren, behinderten Bruder sämtliche Behördenwege erledigt und zu ihm eine Vater-Sohn-ähnliche Beziehung entwickelt hatte.

Dagegen erhielt ein Paar, das seine achtjährige Tochter verloren hatte, nichts. Weil es ganz normal um die Tochter trauerte, ohne einen Schock erlitten zu haben oder krank geworden zu sein. „Die Beträge, die für Schmerzensgeld zugesprochen werden, steigen“, sagt Zivilrechtler Bernhard Koch. „Nicht nur bei uns, sondern in fast allen europäischen Ländern.“ Koch ist in der Forschungsstelle für europäisches Schadenersatzrecht an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften aktiv. In den vergangenen Jahren haben europäische Scha-

denersatzjuristen Prinzipien für ein europäisches Schadenersatzrecht erarbeitet. Grund für die Harmonisierung seien die zunehmenden grenzüberschreitenden Schädigungen und die Erwartung der Bevölkerung auf höhere Entschädigung.

Wie teuer ist der Schmerz?

Die Psychiaterin Karin Gutiérrez-Lobos sagt, dass bis in die 1980er Jahre die Diagnose einer posttraumatischen Belastungsstörung in der Psychiatrie weitgehend unbekannt war. Seither sei das Bewusstsein für seelische Traumatisierungen

enorm gestiegen und werde nun von Gerichten anerkannt. Wie stark das Trauma ist, könne nur individuell festgestellt werden. Menschen sind in ihrer Vulnerabilität verschieden. Österreichische Gerichte prüfen jeden Einzelfall.

Großbritannien hat dagegen ein Trauerentschädigungspauschale von 10.000 Pfund (14.388 Euro) pro nahem Angehörigen festgelegt. Dazu gehören Ehepartner, Eltern und Kinder, nicht aber Geschwister. In den USA gibt es höhere Entschädigungen. Einen Vergleich hält Koch aber nicht für sinnvoll. „Das Recht hat in den USA eine Steuerungsfunktion“, sagt er. „Das Land ist weniger stark reguliert, es gibt größere ökonomische Freiheiten. Allerdings nur so lange, bis jemand einen anderen schädigt.“ Das Recht habe in den USA eine Steuerungsfunktion. Wobei der eigentliche Schadenersatz gar nicht so stark von Europa abweicht – und vor allem oft die Spitalskosten oder eine Witwenpension abdecken muss. „Die spektakulären Summen entstehen durch den Strafschadenersatz“, erklärt Koch.

Schmerzensgeld nach einem Unfall

Wie viel Schmerzen und verlorenes Leben kosten:

Schütteltrauma als Kleinkind, bleibt schwerstbehindert: **181.700 €**
 Verlust von vier Fingern, linke Hand: **16.700 €**
 Verlust eines Hodens: **21.800 €**
 Verlust eines Hundes: **5.800 €**
 Todesangst bei Raubüberfall: **11.550 €**
 Verlust des Oberschenkels: **40.000 €**
 Impotenz: **62.500 €**
 Sexueller Missbrauch: **54.500 €**
 Nie mehr häkeln können: **5.000 €**
 Kaum mehr Sport betreiben können: **35.800 €**

Grafik: economy Foto: VJ Verlag



Der Innsbrucker Rechtsanwalt Ivo Greiter fordert höheres Schmerzensgeld nach Unfällen und ein höheres Trauerschmerzensgeld nach dem Tod von Angehörigen. Greiter hat 214 Unfall-Geschichten zusammengetragen, die die schrecklichen Folgen von Verkehrsunfällen samt zugesprochenen Entschädigungen dokumentieren.

Wirtschaft

Auf dem Parkplatz der Geschichte

Die mächtige US-amerikanische Autoarbeiter-Gewerkschaft UAW wird auch in eigenen Reihen zwiespältig beurteilt.

Antonio Malony

Die jüngsten Arbeitskämpfe bei Chrysler und General Motors haben in den Management-Etagen der US-amerikanischen Autokonzerne wieder ein altes Gespenst hervorgerufen: Die UAW, die mächtige Autoarbeitergewerkschaft United Auto Workers mit Sitz in Detroit, hat auf ihre Rechte gepocht.

Und sich – jedenfalls zum Teil – durchgesetzt: Mit dem angeschlagenen Riesen General Motors (GM) haben die Gewerkschafter nach einem flächendeckenden Streik im September ein Tarifabkommen und auch eine Einigung über den milliardenschweren Gesundheitsfonds für GM-Rentner erzielt. Bei Chrysler war es ähnlich: Mitte Oktober schlugen die von der deutschen Firma Daimler befreiten Chrysler-Chefs in einen neuen Tarifvertrag mit der UAW ein und lagerten die Verwaltung des Sozialfonds ebenfalls an die Gewerkschaft aus.

Muskel spielen

Ein Sieg auf ganzer Linie? Nur auf den ersten Blick. Dass die Gewerkschaft hier ihre starken Muskeln spielen ließ, ist offensichtlich. Und vielen Automanagern sitzt die Angst vor der medialen und öffentlichen Macht der UAW aufgrund mehrerer – für die Konzerne freudloser – Ereignisse in den Knochen. Aber einige sind nicht ganz einverstanden mit dem, was die



Mit Streikdrohungen wird von der UAW in den US-Autokonzernen noch immer gerne gepolt. Die Traditionsorganisation sitzt aber in der Interessenfalle. Foto: epa

UAW ausverhandelt hat, denn es sieht doch auch ein bisschen nach Packerlei aus.

Um das zu verstehen, muss man ein bisschen aus der Vergangenheit der UAW lernen: Die mächtige Bewegung wurde 1935 in Detroit gegründet, als es für Heerscharen von Arbeitern in der Region Michigan Zeit für eine gewerkschaftliche Organisation war.

Wegen ihrer Entschlossenheit war die UAW von Anfang an gefürchtet. Sie integrierte als Erste afro-amerikanische Arbeiter in ihre Reihen, sorgte gleich ein Jahr nach der Gründung mit zwei Sitzstreiks bei

General Motors für Aufregung und entwickelte sich für den Gewerkschaftshasser Henry Ford zum absoluten Feindbild. 1937 eskalierte die Lage, als Ford seine Werksschläger auf die damaligen UAW-Führer Walter Reuther und Richard Frankenstetzel, seinen Ruf als „Wohlfahrtskapitalist“ verlor und der UAW zu enormen Mitgliederzuwächsen verhalf. Upton Sinclair verarbeitete die Ereignisse in seinem Ford-Roman *The Flivver King* (1938) (deutsch: *Das Fließband*, 1948, neu aufgelegt 1983).

Henry Ford, der mit der UAW „nur über seine Leiche“ verhan-

deln wollte, wurde in die Knie gezwungen und unterzeichnete 1941 seinen ersten Tarifvertrag mit der UAW.

Goldene Zeiten

Diese und andere Erfolge verhalfen der UAW zu enormem Zuspruch: In der goldenen Zeit der US-Autoindustrie bis 1973 (erste Ölkrise) waren UAW-Mitglieder und mit ihrer Hilfe die gesamte Automobil-Arbeiterschaft die bestbezahlten Industriearbeiter in den ganzen USA. Aus jener Zeit stammen auch Sozialleistungen wie die Betriebspensionen und die Gesundheitsfonds, die seit den

Abstiegsjahren der 1980er Jahre aber nun schwer auf den Bilanzen der Autokonzerne lasten. 1970 hatte die UAW rund 1,5 Mio. Mitglieder, heute sind es nach fortlaufendem Schwund in etwa 540.000 Aktive und immer noch knapp eine halbe Mio. Rentner.

In den Krisenjahren bis heute nach einer Vielzahl an Werkschließungen und dem wirtschaftlichen Niedergang von Städten wie Detroit und Flint in Michigan wurde der UAW vorgeworfen, sich hinter ihrer Bürokratie zu verstecken und nicht genug für die Arbeiter zu unternehmen. Die Konzerne nutzten die Schwäche der UAW, sie in die Aufsichtsräte einzubinden (was in den USA im Gegensatz zu Europa unüblich ist) und ihnen Zugeständnisse und ihren Mitgliedern „Opfer“ abzuverhandeln. So konnte der derzeitige UAW-Chef Ron Gettelfinger von Chrysler auch vom Verkauf an die „Heuschrecke“ Cerberus überzeugt werden.

Kritisiert wird von radikaleren Gewerkschaftern wie etwa aus der US-amerikanischen Socialist Equality Party, dass sich die UAW über den Tisch ziehen ließ und vor allem mit der Übernahme der milliardenschweren Gesundheitsfonds nur ihre eigene Bürokratie sichert und sich ein gutes Einkommen verschafft, während die Automanager die Erklärungen an die Rentner für drohende Kürzungen nun elegant der UAW überlassen können.

smart systems | Research and development
from Science to Solutions | Licensing new technologies

Wir haben die Formel !

$(F \& E) + I_{ind} = I_{inno}^*$

$I_{inno} + M = B$

* FORSCHUNG + INDUSTRIE = INNOVATION
INNOVATION + MARKT = BUSINESS

- Computer Vision
- Intelligente Sensorsysteme
- Quantentechnologien
- Embedded Systems
- Hochfrequenztechnik
- Umweltmonitoring, Informationsmanagement
- Neuroinformatik
- Safety & Security
- Elektromagnetische Verträglichkeit
- Videouberwachungs- und Sicherheitstechnik

Austrian Research Centers GmbH - smart systems Division - 1220 Vienna, Austria - +43 (0) 50550 - 4100 - www.smart-systems.at

Notiz Block



Weltwirtschaft wächst robust

Die Weltwirtschaft wird nach Auffassung der G-7 durch die jüngsten Finanzmarkturbulenzen nur einen leichten Dämpfer erhalten. „Die Weltwirtschaft befindet sich im fünften Jahr eines robusten Wachstums“, heißt es in der Abschlusserklärung des Washingtoner Treffens der Finanzminister und Notenbankchefs der sieben führenden Industrieländer (G-7). Die Vertreter der USA, Deutschlands, Großbritanniens, Frankreichs, Italiens, Kanadas und Japans versprachen auch eine gezielte Förderung dieses Wirtschaftswachstums, nannten allerdings keine konkreten Maßnahmen. Zugleich warnten sie davor, dass die ungleichen Bedingungen auf den globalen Finanzmärkten noch eine Weile andauern würden.

Große Sorge um Chinas Wachstum

China ist wegen seines rasanten Wirtschaftswachstums besorgt. Die meisten Experten sind sich einig, dass die Ökonomie des drittgrößten Staates der Erde mit 1,3 Mrd. Einwohnern zu schnell und zu unkontrolliert wächst. Uneinigkeit herrscht allerdings darüber, ob und wann die Blase platzen wird. Während die USA in die jüngste Finanzkrise taumelten, explodierten in der Volksrepublik die Aktienmärkte, schnellten die Wohnungspreise hoch und türmte sich das Bruttoinlandsprodukt in luftige Höhen auf. Vorsichtig warnte Zentralbankchef Zhou Xiaochuan am Rande des Parteitags der Kommunisten in Peking vor dem Überkochen der Konjunktursuppe. Andere verbreiten lieber Optimismus. „Es ist durchaus möglich, dass Chinas Bruttoinlandsprodukt ein jährliches Wachstum von neun Prozent über zehn bis 20 Jahre beibehalten kann“, sagte der Ökonom Justin Yifu Lin der Nachrichtenagentur Xinhua. Doch die Skeptiker, die ein Übermaß an Wachstum

fürchten, sehen die Zahlen auf ihrer Seite: Ihr stärkstes Argument ist die galoppierende Inflationsrate. Deren wichtigster Indikator, Chinas Verbraucherpreisindex, stieg im August mit 6,5 Prozent so stark wie seit zehn Jahren nicht.

Studienförderung wird ausgeweitet

Rund 4000 zusätzliche Studenten sollen ab Herbst 2008 eine Studienförderung erhalten. Durch eine Anhebung der Einkommens- und Zuverdienstgrenzen soll die Zahl der Bezieher von derzeit rund 48.000 auf 52.000 steigen, kündigte Wissenschaftsminister Johannes Hahn (ÖVP) an. Erleichterungen und zusätzliche Mittel gibt es außerdem für Studenten mit Kindern und behinderte Studenten. Außerdem werden die Mittel für Leistungsstipendien ausgeweitet. Derzeit werden rund 175 bis 180 Mio. Euro jährlich für Studienbeihilfen und -zuschüsse aufgewendet. Mit der bereits seit heuer geltenden Erhöhung der Beihilfen um zwölf Prozent (etwa 16 Mio. Euro) und der Ausweitung des Bezieherkreises (acht bis neun Mio. Euro) steigen die Aufwendungen ab dem kommenden Jahr auf insgesamt rund 200 Mio. jährlich.

Job-Zufriedenheit sinkt in der EU

Nur wenige europäische Arbeitnehmer sind mit ihrem aktuellen Beruf zufrieden, der Wille zur beruflichen Neuorientierung ist dagegen groß. Das ist das Ergebnis einer Online-Umfrage des Karriere-Internet-Portals „Monster“. Demnach sind nur acht Prozent der Befragten in ihrem Job glücklich, drei Viertel können sich vorstellen, neue berufliche Wege zu gehen. Mögliche Einkommensverluste wiegen bei der Entscheidung zum Jobwechsel deutlich schwerer als etwa der Zeitaufwand für Umschulungen. Mehr als die Hälfte der Befragten ist bereits aktiv geworden und lässt sich umschulen. APA/pte/ask

Familiäre Nachfolge antreten

Übergabe sichert Tradition – fiskalisch günstig wie noch nie.

Beatrix Beneder

Der Auftakt zum Niedergang kleinerer Familienbetriebe beginnt manchmal wie eine Regieanweisung zu einem Theaterstück: „Drei Geschwister, ein Gewerbebetrieb, keine Nachfolgeregelung.“ Oft wird es ein Trauerspiel, das mit Firmenfilettierung, dem Verkauf an Dritte oder gar mit Konkurs endet. Jährlich werden in Österreich um die 6000 Betriebe übergeben, 66 Prozent davon in der Familie. So sinkt der Anteil der Unternehmensnachfolge in der Familie; aus demografischen Gründen und weil die Kinder, oft besser qualifiziert, andere Berufsbranchen wählen, bleiben kleine und mittlere Unternehmen (KMU) die häufigste Nachfolgeform.

Im Zuge der Globalisierung werden Familienunternehmen seltener, Tradition als Wert verkommt zur Marketing-Chiffre, wie eine deutsche Weinbrandmarke mit Goethes Empfehlung wirbt: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“ Die Nachfolge in der Familie gestaltet sich schwieriger als bei unbeteiligten Dritten. Sie wird meist zu spät und ohne schriftliche Regelung übergeben, was maßgeblich zum Scheitern beiträgt, wie das Österreichische Institut für Gewerbe- und Handelsforschung in einer Studie feststellte. „Die



Wer die Nachfolgeregelung bis zum Schluss aufschiebt, gefährdet den Weiterbestand des Unternehmens, gerade bei KMU. F.: Bilderbox.com

Nachfolge wird verdrängt oder hinausgeschoben“, versucht Sabine Skarpil, stellvertretende Bundesgeschäftsführerin des Gründer-Service Österreich, Gründe für das Verhalten zu finden. Es mag auch an mangelnder Konfliktfähigkeit liegen: In der Führungsetage lässt sich leichter verhandeln als am familiären Esstisch.

Belohnen statt besteuern

Die Wirtschaftskammer (WKO) unterstützt die Übergabe, schließlich wird zwischen 2001 und 2010 ein Viertel aller Unternehmen übergeben (mit einer Beschäftigungszahl von 440.000 Mitarbeitern). Die WKO bietet bundesweit Nachfolge-seminare, eine eigene Gründerbörse sowie eine spezielle Übernahmepremie, den „Nachfolgebonus“.

Euphorisch reagierten die WKO-Vertreter auf das einst-

weilige Aus der Erbschaftssteuer durch den Verfassungsgerichtshof. Dadurch verhindern man die Schmälerung der Eigenkapitalbasis etwa durch die Aufnahme von Fremdkapital. Obwohl die Erbschaftssteuer zahlenmäßig wenig bringe, versetze sie, so der Obmann der Bundessparte Gewerbe und Handel Georg Toifl, „vielen kleinen Gewerbebetrieben den Todesstoß“. Für die eigenkapitalschwache Touristik stellen diese Steuern eine starke Belastung dar. Das veranlasste Vorarlberger Junggastronomen, eine „Erbschaftsprämie“ zu fordern, immerhin sichere eine Übernahme Arbeitsplätze und Standort. Wird der Betrieb zwischen mehreren Familienmitgliedern aufgeteilt, müsse oft ein Pflichtteil ausgezahlt werden, was sich stark zu Buche schlagen kann.

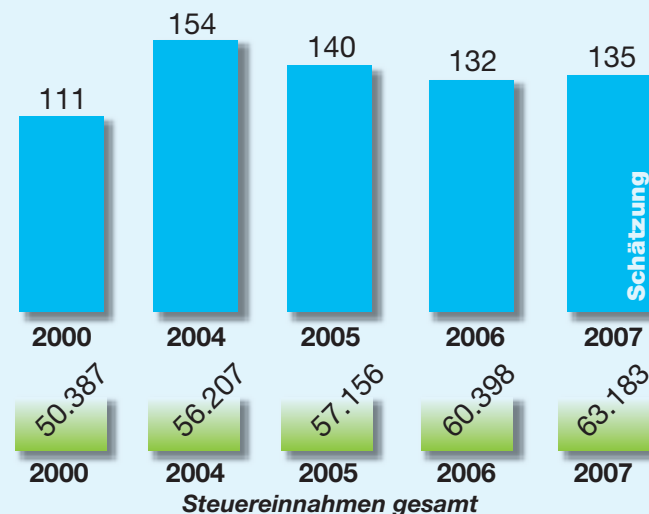
www.gruenderservice.at

• Siehe Kommentar auf Seite 16

Zahlenspiel

Steuereinnahmen aus Erbschafts- und Schenkungssteuer

Angaben in Mio. Euro



Quelle: APA Grafik: economy

Durchschnittlich verdient der Staat Österreich jährlich 140 Mio. Euro an Schenkungen und Erbschaften, wobei 100 Mio. Euro aus der Erbschaftssteuer und 40 Mio. aus der Schenkungssteuer einfließen. Im ersten Halbjahr 2007 hat es ein beachtliches Plus von über 40 Prozent gegeben, bereits 90 Mio. Euro wurden durch die beiden Steuern eingenommen. Erstaunlich, wenn man bedenkt, dass ab August 2008 die Steuer wegfällt. Die Einnahmen aus Grund-, Vermögens-, Schenkungs- und Erbschaftssteuer lagen

2006 konstant bei 0,6 Prozent des BIP – und damit weit unter dem OECD-Schnitt von 1,9 Prozent. In ihrem Wirtschaftsbericht im Juli hat die OECD Österreich empfohlen, die geplante Abschaffung der Erbschaftssteuer und damit eine weitere Absenkung der Einnahmen zu überdenken. Sollte nun auch die im selben Gesetz geregelte Schenkungssteuer fallen, entgehen dem Staat nicht nur Einnahmen von 130 Mio. Euro. Es werden auch Einbußen im Bereich der Lohn- und Einkommenssteuer befürchtet. ask/APA

Kommentar

Alexandra Riegler

Aus Schmäh wird Schmach



Der Herr Sekretär des „Seniorenclubs“ und Pezi Bär (der mit dem Großvater) laden zum Forschungsringelreihen. Sollte man meinen. „Die Kantine ist wirklich gut“, heißt es da. Und: „Es gibt auch eine Tischtennishalle.“ Man spricht im fernen New York von Seibersdorf, dem Heimathafen der Austrian Research Centers, der beinahe nicht zu diesem geworden wäre, weil man den Reaktor in Oberlaa hinstellen wollte. Wodurch sich das Badewasser leichter erhitzen hätte lassen. Einzig dieser Schmäh saß

locker, man lachte mit dem Redner, nicht über ihn. Zu entkräften, dass in Seibersdorf doch nicht alles ist, wie es medial beschrieben wird, schlägt nicht nur einfach fehl. Der Auftritt vor den im Ausland forschenden Österreichern, viele davon willig zur Rückkehr, gerät zum lächerlichen Versuch, etwas auf die leichte Schulter zu nehmen, was dort längst keinen Platz mehr hat. Doch zurück zum Inhalt. So erfährt man, dass in Seibersdorf Interdisziplinarität stark gelebt wird. „Es treffen sich alle auf dem Weg in die Kantine.“ Wer meint, ein Elite-Uni-Campus würde nach komplizierten Rezepten entstehen, irrt: Die Kantine ist das Forschungszentrum. Und auch der Rest scheint State of the Art. So geht es etwa derart international zu, dass man inzwischen „eine Engländerin“ zählt. Während sich die hinteren Reihen ihr Lachen kaum mehr verbeißen können, wird nachgelegt. Ein Dissertant sei „sogar aus den USA“, heißt so viel wie: sich kleiner machen als man ist, direkt aus dem Lehrbuch. Die Zuhörer, schick verstaubt auf halber Höhe zwischen Wolkenkratzen in Midtown Manhattan, erfahren das Wichtigste gegen Ende: „Dass auch die Wissenschaft nicht zu kurz kommt bei uns.“ Dann dürfte ja doch noch alles gut werden.

Beatrix Beneder

Erben muss sich wieder lohnen



Wir sind die Erbesgesellschaft – noch nie ist so viel an Vermögen weitergegeben worden. Auf dem Podest der reichsten Österreicher stehen (aus steuerrechtlichen Gründen) eingebürgerte deutsche Erben: Porsche, Flick, Herten. Also stimmt es: Alles, was man nicht ererbt oder erheiratet hat, muss man sich erarbeiten. Um sich den dafür nötigen Biss zu bewahren, raus aus der sozialen Hängematte, nix da mit Grundeinkommen, das soll nur den Leistungsanreiz zerstören. Wie motiviert sich eigentlich ein Spross aus dem Meinl- oder Swarovski-Clan, um – wenn schon nicht im Schweiß seines Angesichts – zumindest durch Charity etwas zum Gemeinwohl beizutragen? Um die Wahlklientel potenzieller Erben noch besser zu bedienen – Stiftungen sind ja nur eine Sparform der oberen Zehntausend –, will die ÖVP 2008 die Erbschaftssteuer abschaffen. Weil „alle“ davon profitieren. Wem der Sinn nach politischem Harakiri steht, der fordere im Gegenzug, allein der Staat möge erben und dann umverteilen, schließlich sei ein Erbe ein ungerechtfertigter Startvorteil. Haben die einen nichts als ihre Arbeitskraft zu verkaufen, starten andere mit einem Rucksack von Tausenden oder mehr Euro ins Berufsleben. Leider ist der Staat vom Ideal der Gerechtigkeit oft weiter entfernt als von der Praxis der Bestechung und des Betrugs. Wer im Wahlkampf von Chancengleichheit spricht, darf vor den ungerechtfertigten Erbschaftsprivilegien einer wohlhabenden Geburt nicht die Augen verschließen. Die Erbschaftssteuer soll reformiert – geringere Erbvermögen kosten weniger, höhere mehr Steuern –, nicht abgeschafft werden. Vielleicht denkt dann wieder jemand an den Vater, der einem die schönen Haare, und an die Mutter, die einem die schönen Zähne vererbt hat.

dem Meinl- oder Swarovski-Clan, um – wenn schon nicht im Schweiß seines Angesichts – zumindest durch Charity etwas zum Gemeinwohl beizutragen? Um die Wahlklientel potenzieller Erben noch besser zu bedienen – Stiftungen sind ja nur eine Sparform der oberen Zehntausend –, will die ÖVP 2008 die Erbschaftssteuer abschaffen. Weil „alle“ davon profitieren. Wem der Sinn nach politischem Harakiri steht, der fordere im Gegenzug, allein der Staat möge erben und dann umverteilen, schließlich sei ein Erbe ein ungerechtfertigter Startvorteil. Haben die einen nichts als ihre Arbeitskraft zu verkaufen, starten andere mit einem Rucksack von Tausenden oder mehr Euro ins Berufsleben. Leider ist der Staat vom Ideal der Gerechtigkeit oft weiter entfernt als von der Praxis der Bestechung und des Betrugs. Wer im Wahlkampf von Chancengleichheit spricht, darf vor den ungerechtfertigten Erbschaftsprivilegien einer wohlhabenden Geburt nicht die Augen verschließen. Die Erbschaftssteuer soll reformiert – geringere Erbvermögen kosten weniger, höhere mehr Steuern –, nicht abgeschafft werden. Vielleicht denkt dann wieder jemand an den Vater, der einem die schönen Haare, und an die Mutter, die einem die schönen Zähne vererbt hat.

Die Strategie der Breite

Im Forschungsdialog fehlt bisher ein entscheidendes Thema: die Bündelung der derzeit auf vier Ministerien aufgeteilten Innovationspolitik.

Christoph Huber

Das Wissenschaftsministerium lädt zum Forschungsdialog. Dort weiß man nämlich noch, was Demokratie bedeutet und wie man sie in der Gegenwart umsetzt: Auf der Internet-Seite <http://umfrage.forschungsdialog.at> kann jeder noch bis 10. November 2007 fünf Themen anklicken, die ihm besonders wichtig erscheinen. „Wir alle gestalten Österreichs Zukunft im globalen Forschungsraum“, heißt es da. Klingt wie ein Versprechen, das man auch halten will: Das Ergebnis der Umfrage soll tatsächlich am Ende genauso wie das Fazit zahlreicher Diskussionsveranstaltungen in die Entwicklung einer neuen Innovationsstrategie einfließen. Während der Technologiegespräche in Alpbach 2008 soll sie präsentiert werden. Schön.

Doch gibt es nicht schon ein ganz ähnliches Papier? Hat nicht der Rat für Forschung und Technologieentwicklung schon eine *Strategie 2010* präsentiert? Wie soll sich das neue Papier von jenem des Rats unterscheiden? Ist es eine Ergänzung oder vielleicht mehr als das – ein Ersatz, um das kleine Österreich im großen Wettbewerb der Standorte noch schneller und noch besser positionieren zu können? Ist der österreichischen Regierung

etwa die *Strategie 2010* zu wenig Strategie? Fragen, die sich die Forschungscommunity seit Wochen stellt. Während man nach der Antwort sucht, wird wieder einmal klar, dass es doch recht viele Einzelinitiativen in der auf vier Ressorts – Wissenschafts-, Infrastruktur-, Wirtschafts- und Finanzministerium – verteilten Innovationspolitik gibt.

Fehlender Durchblick

Mitunter fehlt Beobachtern der Durchblick angesichts der Vielzahl. Es ist auch kaum mehr zuordenbar, welches Ressort für welche Initiative verantwortlich ist. Beispiel Frauenförderung: F-Forte ist ein Programm von Wissenschafts-, Infrastruktur-, Wirtschafts- und Unterrichtsministerium; die dazugehörige Gründerinneninitiative WF-Forte stammt vom Wirtschaftsministerium (BMWA), das F-Forte-Coaching kommt wiederum vom Wissenschaftsressort (BMWF). Die Initiative „Femtech-Expertin des Monats“ wurde im Infrastrukturministerium (Bmvit) geboren.

Natürlich muss man angesichts des wichtigen Themas – Österreich besitzt noch immer einen recht mageren Frauenanteil in der Forschung – sagen: Besser viele Programme dank mehrerer Geldtöpfe als zu wenig Förderung. Aber würde eine Bündelung von Mitteln und Pro-

grammen nicht mehr Effizienz bringen? Anderes Beispiel: Weiß ein Forscher, der sich mit Informationstechnologie beschäftigt, wohin er sich wenden kann, wenn er um Förderung ansuchen will? An die Forschungsförderungsgesellschaft FFG, die im Auftrag von BMWA und Bmvit anwendungsorientierte Forschung fördert? Oder soll er bei Preisen der Ministerien einreichen? Oder beides? Oder kann er vom Wissenschaftsfonds FWF Geld erwarten, wenn er sich auch um Grundlagen bemüht? Und gibt es nicht allein in der FFG schon unzählige Programme, die die „richtigen“ sein könnten?

Zum Glück gibt es dort Berater, die den Weg weisen. Kein Wunder dennoch, dass alle mit Innovationspolitik befassten Ministerien sich nun endlich zu einer Evaluierung der diversen Förderrichtlinien entschlossen haben. Der Programm-Urwald muss durchforstet werden.

Der Forschungsdialog wird wohl kein Pendant durch ähnliche Dialogveranstaltungen anderer Ministerien bekommen. Man kann gespannt auf die Ergebnisse sein und wie diese umgesetzt werden. Alleine ein wirklich entscheidendes Thema kommt im Katalog der durch Klick anzukreuzenden Problemfelder bisher nicht vor: Bündelung der Förderkompetenzen in ein bis zwei Ministerien.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Kilian Kada

Special Innovation

Für jeden Topf einen Deckel

Unterstützung im Kernbereich: Branchenlösungen sind besser als der Ruf, der ihnen vorausgeht.

Sonja Gerstl

Unterschiedliche Branchen stellen unterschiedliche Anforderungen an ihre IT und Kommunikation. Ein Automobilzulieferer tickt anders als ein Möbelgroßhändler oder ein Chemieunternehmen. Ein Filialist hat andere Bedürfnisse als eine Direktvertriebsorganisation mit vielen mobilen Mitarbeitern. Unternehmen, die enorme Datenmengen zu verarbeiten haben – also etwa Banken und Versicherungen –, setzen andere IT-Schwerpunkte als zum Beispiel Handwerksbetriebe.

„Die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Branchen lassen sich nicht so einfach beschreiben, da selbst innerhalb einer Branche oftmals ganz spezifische Anforderungen da sind“, weiß Christian Schober, Marketing-Leiter bei Kapsch Business Com, um die Problematik Bescheid. Es gebe jedoch eine Reihe von sozusagen Meta-Anforderungen, die in nahezu jeder Branche zu finden wären. „Kundenkontakt, Mobilität, Kommunikation, Verfügbarkeit und Sicherheit zählen hier ganz sicherlich dazu“, fährt Schober fort. Aber auch klassische Unterstützungsprozesse, wie zum Beispiel Finanz- und Personalwesen, gelten als branchenneutrale Anforderungen und werden dementsprechend mit branchenneutralen Standardlösungen abgedeckt.

Kerngeschäft unterstützen

Ganz anders verhält es sich mit den sogenannten Kernprozessen, die immer branchenspezifische Ausprägungen haben. Meistens finden sich diese Prozesse an der Schnittstelle zu Kunden und/oder Lieferanten und/oder in der Produktion. Die Optimierung dieser Kernprozesse ist gleichsam das Ziel jeder Branchenlösung. Und das ist auch der Grund, warum unter Kommunikations-, IT- und Software-Experten Einigkeit darüber herrscht, dass Branchenlösungen alles andere als ein reiner Verkaufsgag sind.

„Branchenlösungen werden nicht aus Marketing-Gründen angeboten, sondern weil es auf Kundenseite tatsächlich eine enorme Nachfrage nach spezialisierten Software-Lösungen gibt. Der Kunde erwartet sich eine Lösung, die seine Business-Prozesse unterstützt und seine Kernkompetenz nicht einschränkt. Die Abdeckung branchenspezifischer Prozesse ist



Man muss das Rad nicht neu erfinden – die Unterstützung und Optimierung von Kernprozessen ist das Ziel jeder Branchenlösung. Branchenneutrale Basisdienste decken allgemeine Standards wie Finanzbuchhaltung und Personalverrechnung ab. Foto: Bilderbox.com

ein absolutes Muss für moderne Software-Lösungen“, erläutert Andreas Muther, Leiter der Business Unit Mittelstand bei SAP Österreich. Norbert Kubicek, Business Unit Manager von IDS Scheer Austria, verweist zudem darauf, dass fast kein Unternehmen mehr bereit sei, in langwierige Software-Entwicklungen zu investieren. In diesem Bereich liege die Stärke der Branchenlösungen, die es ermöglichen, die Bedürfnisse des Marktes dennoch abzudecken, weil typische Geschäftsprozesse einzelner Branchen hier global erfasst sind. Die damit angebotenen Lösungsszenarien könnten so ohne hohen Entwicklungsaufwand im Einzelfall die speziellen Anforderungen der Unternehmen erfüllen.

Bedürfnisse erheben

Mit der Erhebung der Bedürfnisse der jeweiligen Klientel sind mitunter ganze Abteilungen beschäftigt. „Unser Fokus liegt auf den Branchen Handel, Banken, Tourismus und dem Gesundheitsbereich. Für diese stellen wir individuelle Lösungspakete zusammen. Insbesondere für die Hotellerie hat sich Kapsch in den letzten Jahren als Gesamtlösungsanbieter qualifiziert. Unsere Lösungen

umfassen alles, was diese Branche an High-Tech braucht“, ergänzt Kapsch-Manager Schober.

Auf kompetente Partner setzt man indes bei SAP. 15 sogenannte Channel-Partner mit insgesamt 21 SAP-Branchenlösungen gibt es zwischenzeitlich österreichweit. „Früher hat man an SAP-Lösungen oft kritisiert, dass sie einerseits zu überladen mit Tools sind, die man als Kunde gar nicht braucht, dass andererseits aber wichtige Funktionalitäten einer bestimmten Branche fehlen. Eines ist sicher: Diese Zeiten sind vorbei. SAP hat, basierend auf umfangreichem Kundenfeedback, ganz spezifische Lösungen für einzelne Branchen entwickelt. So bekommen Unternehmen nur das, was sie benötigen. Man könnte es auch so sagen: Für jeden Topf gibt es einen Deckel“, ist SAP-Experte Muther überzeugt.

Branchenlösungen müssen sich, so der Common Sense, an der Wertschöpfungskette der spezifischen Branche orientieren. Lösungen von der Stange sind wenig sinnvoll. Man muss wissen, wie der Kunde denkt, womit sie sich beschäftigt, wohin sie will, wie sie plant, ihre Ziele zu erreichen, und was von außen auf das jeweilige Unterneh-

men einwirkt (Verordnungen, Gesetze). „Prozessverständnis ist in unserem Metier ein wichtiger Erfolgsfaktor für den Verkauf. Wer die Geschäftstätigkeit seines Kunden nicht versteht, kann keine maßgeschneiderte Lösung anbieten, die dem Kunden wirklich Effizienz- und Produktivitätssteigerung bringen kann“, betont Christian

Schober von Kapsch Business Com. Noch einen entscheidenden Vorteil haben Branchenlösungen laut SAP-Manager Andreas Muther: „Der Kunde erhält nicht nur eine Software-Lösung, sondern auch Know-how im Sinne von Best Practice mitgeliefert. Er muss das Rad nicht neu erfinden. Er steigt einfach auf und fährt.“



techno: logisch gründen

Wir finanzieren Ihre Idee

tecnet verhilft Ihren Forschungsergebnissen zum Durchbruch mit

- Patent- und Technologieverwertung,
- Gründerunterstützung,
- Venture Capital.



www.tecnet.co.at



Wir haben noch viel vor.

Special Innovation

Norbert Kubicek: „Ohne Branchenlösungen hat man es als Betrieb ungleich schwerer, den Markt zu erreichen, da alle Kunden – und dazu zählen auch die Software-Anwender – gewohnt sind, Lösungen für die eigenen Anforderungen zu finden“, erklärt der Business Unit Manager der IDS Scheer Austria GmbH.

Maßanzug für Unternehmer

Sonja Gerstl

economy: Wie wichtig ist für Sie als Software-Anbieter das Angebot von branchenspezifischen Lösungen für Ihre Kunden?

Norbert Kubicek: Nachdem die Anforderungen an Software-Lösungen immer spezifischer werden, haben wir in unser Produktspektrum Branchenlösungen aufgenommen. Diese wurden auf spezielle Anforderungen hin konzipiert und beinhalten Lösungsszenarien für die Abwicklung der typischen Geschäftsprozesse der jeweiligen Branche. Ohne sie hat man es als Betrieb ungleich schwerer, den Markt zu erreichen, da alle Kunden – und dazu zählen auch die Software-Anwender – gewohnt sind, Lösungen für die eigenen Anforderungen zu finden. Fast kein Unternehmen ist mehr bereit, in langwierige Software-Entwicklungen zu investieren. Man ist bestrebt, Standard-Software mit Branchenspezifika anzuschaffen.

Wie begegnet man bei IDS Scheer dieser Herausforderung?

Nachdem der Markt solche Lösungen fordert und mit SAP All-in-One eine hervorragende Basis für die Implementierung von Branchenlösungen vorhanden ist, hat IDS Scheer die Entwicklung von Branchenlösungen investiert.

Welche speziellen Lösungen bieten Sie an?

Mit Aris Smart Path bietet IDS Scheer mittelständischen Unternehmen die erste konsequent prozessorientierte ERP-Komplettlösung auf Basis von SAP All-in-One. Aris Smart Path ist ein Paket aus Beratung, Prozessmodellen und ERP-Software. Gemeinsam mit dem Kunden wird zunächst ein



Egal ob Bäckerei, Pharma-Konzern oder Dienstleistungsunternehmen – maßgeschneiderte IT-Branchenlösungen unterstützen die einzelnen Geschäftsabläufe optimal und gewährleisten, dass mehr Zeit fürs eigentliche Business bleibt. Foto: Bilderbox.com

maßgeschneidertes Modell seiner betrieblichen Ideal-Abläufe, also seiner Geschäftsprozesse, entwickelt. Dabei sind Mischformen verschiedener Branchen und Geschäftsarten möglich, wie sie gerade im Mittelstand häufig anzutreffen sind. Diese kundenindividuelle Prozesslandkarte stellt die Vorgabe für die anschließende Konfiguration von SAP All-in-One dar.

Was haben die Kunden davon?

Der Vorteil für die Kunden liegt eindeutig in der Branchenausrichtung der Aris Smart-Path-Produktpalette. Unternehmen können diese Lösungen zur Bewältigung ihrer komplexen Geschäftsanforderungen nutzen – ohne dabei den Vorteil eines integrierten Software-Pakets zu verlieren. Um schneller und kostengünstiger zum Ziel zu kommen, stehen zwischenzeitlich Referenzmodelle und vorkonfigurierte Lösungen für viele Branchen bereit. Kundenindividuelle Anpassungen beziehen sich in der Regel dann nur noch auf Feinoptimierungen. Mit Aris Smart Path bieten wir Unternehmen eine prozessorientierte Komplettlösung zur Optimierung von ERP-, CRM-, SCM- und anderen Abläufen – von der Bedarfsanalyse bis hin zur Implementierung. Das bedeutet: Unsere Kunden bekommen nicht nur Software installiert, sondern wir beraten und begleiten unsere Kunden bei der Prozessoptimierung – unter Verwendung von Branchenreferenzmodellen, wir implementieren und schulen die Branchen-

lösungen, und wir stellen auch sicher, dass ein späterer Support über IDS Scheer erfolgen wird.

Welche Pakete werden derzeit besonders nachgefragt?

Branchenlösungen sind durch die Marktanforderungen gebildet worden. Es gab immer schon Industriezweige, die „De-facto-Standards“ gebildet haben. Mit dieser Standardisierung haben sich auch die diversen Branchenpakete herauskristallisiert. IDS Scheer bietet integrierte Best-Practice-Lösungen für die Branchen Automobil, Chemie, Investitionsgüter, Konsumgüter, Mode- und Textilindustrie, Pharma sowie Verkehrs- und Transportwesen an. Alle Branchenlösungen setzen auf dem SAP-All-in-One-Lieferumfang auf und umfassen integrierte Branchenreferenzmodelle und spezielle, von IDS Scheer entwickelte Branchen Add-ons.

Und welche Spezialanforderungen existieren nun für die einzelnen Branchen?

Wir können bei den Spezialanforderungen der einzelnen Branchen jeweils nur ein paar Beispiele anführen, da pro Lösung eine Vielzahl von Lösungen zur Verfügung steht. Das Marktgeschehen in der chemischen Industrie zum Beispiel ist aktuell geprägt von hohem Kostendruck, gestiegenen Rohstoffpreisen und einem intensiven Wettbewerb. Wir bieten hier unter anderem Lösungen für die Entwicklung und Umsetzung von Umweltmanage-

mentkonzepten, insbesondere Einführung von Produktsicherheit, Gefahrgutabwicklung oder Rezeptmanagement mit SAP Environment Health & Safety (EH&S) an. Die pharmazeutische Industrie wiederum ist eine der am stärksten regulierten Industrien. Wir bieten hier Lösungen für Themen wie IT Governance – also Risk Management, Sicherheits- und Notfallmanagement, IT Process Excellence (Itil, Cobit), Sicherheit für Inspektionen und Audits durch Einhaltung der regulatorischen Anforderungen im Umfeld der Computervalidierung, Computer System Validation, GxP Compliance, 21 CFR Part 11. Im automotiven Bereich schließlich vermischt sich die Aufgabenteilung immer mehr, und neue Kernkompetenzen bilden sich heraus: Dienstleistung, After-

sales, Einbindung von EDL und LDL in die Logistik gewinnen hier stark an Bedeutung. Speziell Prototypenbau und After-sales schaffen neue Rollen und Prozessanforderungen. Bleibt noch die Konsumgüterindustrie. Diese sieht sich zahlreichen Anforderungen, sowohl vom Gesetzgeber aus als auch durch den Handel, ausgesetzt. Wir unterstützen diese Branche innerhalb der eigenen Wertschöpfungskette mit Einbindung der Lieferanten – Supplier Relationship Management – und in Zusammenarbeit mit dem Handel – Continuous Planning, Forecasting and Replenishment, Vendor Managed Inventory. Wir bieten harmonisiertes Stammdatenmanagement bis hin zur Nutzung von Marktforschungsinformationen.

www.ids-scheer.at

Steckbrief



Norbert Kubicek ist Business Unit Manager der IDS Scheer Austria GmbH.

Foto: IDS Scheer.

Weltweit tätig

Immer mehr kleine und mittelständische Unternehmen (KMU) optimieren weltweit ihre Geschäftsprozesse mit den Aris Smart-Path-Branchenlösungen von IDS Scheer. Der führende Anbieter von Software-Lösungen für das Geschäftsprozessmanagement konnte in den vergangenen Wochen eine Reihe neuer sogenannter KMU-Kunden gewinnen, darunter die US-amerikanische Carbo Ceramics (Chemie-/Pharmabranche), Island Oasis (Konsumgüter/Getränke) und Hero Inc.

(Weltmarktführer in der Gebrauchsgüterindustrie). In Kanada läuft gerade ein KMU-Projekt mit der Firma King Tiger (IT-Services). Zu den neuen europäischen Mittelstandskunden zählen die österreichische Lasselsberger-Gruppe, einer der führenden Rohstoff- und Baustoff- und Keramikanbieter auf unserem Kontinent, Water Air, ein französischer Hersteller von Schwimmbädern, und SDPP, ein französisches Kosmetikunternehmen.

Special Innovation

Mikrowellen für den Lastverkehr

LKW-Mautsystem: Gutachten bescheinigt exzellente Umsetzung und Wirtschaftlichkeit.

Sonja Gerstl

Des einen Freud, des anderen Leid. Während sich die österreichische Lkw-Maut bei der Frächter-Lobby nach wie vor nur mäßiger Beliebtheit erfreut, attestiert nun ein unabhängiges Ziviltechnikergutachten dem zugrunde liegenden Informationstechnologie (IT)-System ordnungsgemäße Abwicklung und hohe Wirtschaftlichkeit. Keine Selbstverständlichkeit, denn die Maut ist alles andere als eine leichte Übung.

Zwischen 1,6 und 2,6 Mio. Mauttransaktionen pro Tag verarbeitet die Firma Raiffeisen Informatik für ihren Auftraggeber Asfinag Maut Service GmbH in ihrem Rechenzentrum. Das monetäre Transaktionsvolumen beträgt beachtliche drei Mio. Euro pro Tag.

Wolfgang Prentner, Geschäftsführer von ZT Prentner IT, Ziviltechnikergesellschaft für Informations- und Kommunikationstechnologie: „Die Komplexität der Aufgabe, ein solches Transfervolumen in Echtzeit abzuwickeln, erfordert neben hohem fachlichem Niveau auch Sicherheitsgarantie. Nach intensiver Prüfung konnten wir ein für Raiffeisen Informatik äußerst positives Ziviltechnikergutachten ausstellen.“

Mit dem Output des Gutachtens zeigt man sich nicht nur bei der Asfinag zufrieden. Wilfried Pruschak, Geschäftsführer von Raiffeisen Informatik, frohlockt: „Bei der Errichtung und Inbetriebnahme des Lkw-Mautsystems wussten wir, dass es eine besondere Herausforderung im Hinblick auf Sicherheit und Transaktionsvolumina darstellt. Nicht nur, dass wir diese Aufgabe großartig gemeistert haben, sondern noch viel mehr, dass unsere Leistung durch ein unabhängiges Gutachten gewürdigt wird, freut uns besonders.“

Hochkomplexes Zentralsystem

Das von Asfinag betriebene Mautsystem basiert auf Mikrowellen. Jeder Lkw ist mit einer sogenannten OBU (On Board Unit) ausgestattet, via Pre-Pay- (also Auftanken von Maut-Werten im Vorhinein) oder Post-Pay-Verfahren (Bezahlung der Maut im Nachhinein über Tank- und Kreditkarten) wird abgerechnet. Zahlreiche Überwachungsstationen gewährleisten eine optimale Erfassungsquote. Raiffeisen Informatik stellt die gesamte IT-Infrastruktur für das Maut-

projekt. Neben der Errichtung des Zentralsystems zeichnet diese auch für die Führung der Kundendaten, das Reporting-System, das Deliktmanagement, die Zahlungsabwicklung und verrechnung, den Druck-Output und für den gesamten IT-Bereich verantwortlich. Die wesentlichsten Module des Zentralsystems sind ein Real-Time-Modul (RTM) sowie verschiedene SAP-Module.

www.raiffeiseninformatik.at



Überwachungsstationen gewährleisten die optimale Erfassung von Lkw. Das Transaktionsvolumen beträgt drei Millionen Euro pro Tag. Foto: Raiffeisen Informatik

ERWARTEN
SIE MEHR
VON IHRER TELEFONIELÖSUNG

Info

● **IT-Service.** Die Raiffeisen Informatik GmbH ist einer der größten privaten Rechenzentrumsbetreiber in Österreich. Gemeinsam mit ihren Tochterunternehmen bietet sie als IT-Service-Provider IT-Operations, Outsourcing, Security Services, Software Solutions, Output Services und Client Management. 2006 erwirtschaftete Raiffeisen Informatik (samt Tochterunternehmen) mit derzeit rund 1050 Mitarbeitern einen Umsatz von mehr als 400 Mio. Euro.

„SWITCH 2 IP mit Alcatel-Lucent“
www.alcatel-lucent.com/switch2ip

ALCATEL-LUCENT ENTERPRISE SOLUTIONS
www.alcatel-lucent.at
enterprise.solutions@alcatel-lucent.at
+ 43 1 277 22 4041

Alcatel-Lucent 

Special Innovation

Luxus im Nachtkästchen

Kapsch Business Com rüstet das mondäne Schlosshotel Velden mit modernster Kommunikationstechnologie aus.

Sonja Gerstl

Dass Fünf-Sterne-Hotels ihrer mondänen Kundschaft so einiges zu bieten haben, ist man ja gewohnt. Was hingegen im frisch renovierten Schlosshotel Velden der illustren Gästeschar kredenzt wird, lässt den Großteil der noblen Bettentempel freilich alt aussehen.

Die aus der TV-Serie „Ein Schloss am Würthersee“ bestens bekannte Edelabsteige wurde in den vergangenen Monaten nämlich umfassenden Modernisierungsarbeiten unterzogen und erstrahlt nunmehr in neuem Glanz. 105 Luxus-Suiten und ein ausufernder Wellness-Bereich heißen die illustre Gästeschar herzlich willkommen. Und auch die technische Ausstattung spielt alle Stückerln. Galt es doch schließlich – so lautete der Wunsch der Betreiber –, den nationalen und internationalen VIP-Gästen während ihres Aufenthalts allen nur erdenklichen Komfort zu bieten.

„Wir haben von Kapsch eine High-End-Lösung bekommen, die den hohen Ansprüchen unserer internationalen Hotelgäste absolut gerecht wird“, freut sich Kurt Mahnert, Geschäftsführer der Schlosshotel Velden GmbH über die geglückte Hightech-Renovierung.

Umfassendes Infotainment

Beispiele gefällig? Flatscreens findet man im Schlosshotel Velden nicht nur im Wohn- und Schlafbereich. Auch im



Luxus, wohin das Auge blickt: Flatscreens, Touchpanels und eine Hightech-Telefonanlage sollen Gästen den Aufenthalt im Fünf-Sterne-Hotel komfortabel gestalten. Foto: Kapsch BusinessCom

Badezimmer sorgen sie – gut geschützt hinter einer Glasfront – für frühmorgendliches oder spätabendliches Entertainment. Gespeist mit hochwertigem Content, Video on Demand, einem eigenen Hotel-Infokanal und selbstverständlich sämtlichen nationalen und internationalen TV-Sendern, bieten die Flatscreens Infotainment der Extraklasse.

Ganz im Zeichen von Komfort und Bequemlichkeit steht auch die übrige High Tech-Ausstattung der Räume. Spezielle Touchpanels – teilweise in den

Nachtkästchen beim Bett integriert – steuern nicht nur Licht und Temperatur, sondern auch die Vorhänge. Will man es dunkel und kuschelig haben, muss man nicht extra die beschwerliche Reise vom wohlig-warmen Bett quer durch den Raum zu den Fenstern antreten, sondern man betätigt ganz einfach ein Knöpfchen, und der Rest erledigt sich quasi von selbst. Via Fingerzeig lässt sich auch das Display vor der eigenen Zimmertür steuern. Je nach Bedarf leuchtet ein „Nicht stören“ oder „Zimmer aufräumen“ auf. Ein-

facher geht es wohl nicht mehr. Ohne große Worte zu verlieren, können Hotelgäste auch direkt von ihrer Suite aus eine Massage buchen.

Service total

Über das Touchpanel wird der Kontakt zum Wellness-Bereich hergestellt. Das System erkennt den „Anrufer“ automatisch, übermittelt den Termin und verbucht die in Anspruch genommenen Leistungen in weiterer Folge automatisch auf die Zimmerrechnung. Eine topmoderne Internet-Telefonanlage

für Schlaf-, Wohn- und Badezimmer – es handelt sich hierbei um leistungsfähige Nortel IP2007-Telefone, deren Touch-Displays von Kapsch Business Com speziell an die Anforderungen des Schlosshotels angepasst wurden – sorgt für gute interne und externe Verbindungen. Das Handy kann man hier also getrost abgeschaltet lassen. Nobelpreisträger stellt sich schlussendlich auch der Internet-Zugang via 110 WLAN-Access-Points.

Die Internet-Telefonie-Kommunikation für diese Sprach-, Daten- und Internet-TV-Dienste stellen Nortel-Switches in jedem Zimmer sowie Etagen-Switches mit Lichtwellenleiteranbindung an den zentralen Switch sicher. Siegfried Ruhri, Leiter der Kapsch-Geschäftsstelle in Klagenfurt: „Bei der Technologieausstattung für das Schlosshotel handelt es sich um eine komplexe Gesamtlösung. Wir mussten für Interoperabilität zwischen vielen bisher hierzulande unbekanntem Fremdsystemen sorgen. Aufgrund unserer langjährigen Expertise als Systemintegrator konnten wir für reibungslose Interaktion der vom Betreiber weltweit eingesetzten Systeme sorgen.“ Für kontinuierliche Hilfe sorgen Careware-Verträge von Kapsch Business Com. Spätestens acht Stunden nach Anruf bei der 24-Stunden-Hotline ist jedes kleine, aber auch größere Problem garantiert behoben.

www.hotelschlossvelden.com
www.kapsch.net

Johann Brabec: „Wir trauen uns, unseren Kunden einen Preis zu nennen. Da wird nicht herumgefahelt. Unsere Leistungen bewegen sich in einem überschaubaren Rahmen, der Kunde kann ganz klar kalkulieren – es gibt keine unliebsamen Überraschungen“, erklärt der Business Area Manager von Mycon IT-Consulting.

Feinkost für die Buchhaltung

economy: Sie haben jüngst ein umfassendes Konzept für den Lebensmittel-Mittelständler Matmar erstellt und umgesetzt. Könnten Sie uns die Eckkoordinaten dieses Projekts kurz erläutern?

Johann Brabec: Matmar ist eine 100-Prozent-Tochter von Mautner Markhof. Die Produktpalette reicht von Feinkost und Aufstrichen über Geschmacksgeber, Fisch und Getränke. Matmar beschäftigt rund 50 Mitarbeiter und ist derzeit in fünf europäischen Ländern vertreten. Unsere Aufgabe war es, binnen kürzester Zeit ein funktionierendes EAP-System für die Unternehmensdependenzen in Österreich, Ungarn, Polen, Slowenien und Rumänien zur Verfügung zu stellen. Herzstück

ist die SAP-Mittelstandslösung All-in-One. Das Projekt wurde innerhalb von vier Monaten erfolgreich umgesetzt.

Steckbrief



Johann Brabec ist Business Area Manager von Mycon IT-Consulting und SAP-Partner. Foto: myCON

Gibt es eigentlich so etwas wie einen generellen Zugang zum Mittelstand beziehungsweise den Lösungen, die man diesem fürs Business anbietet?

Das Typische am Mittelstand ist, dass der Geschäftsführer in den meisten Fällen auch der Eigentümer ist. Das heißt, er hat von Anfang an einen ganz anderen Zugang zu seinem Business, versteht am meisten von seinem Geschäft und findet auch von Anfang an klare Worte. Der Chef eines mittelständischen Unternehmens weiß im Normalfall ganz genau, was er will. Das erleichtert die Arbeit auf beiden Seiten. Aber auch sonst gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Fast jeder Mittelständler kauft ein, fast jeder hat eine Bestandsführung, hat also etwas

zu lagern, fast jeder verkauft etwas und muss Rechnungen schreiben. Auch eine Buchhaltung hat jeder.

Worin liegt nun der Vorteil von sogenannten vorgefertigten Branchenlösungen?

Der Vorteil liegt darin, dass man keine langen Konzeptphasen zu absolvieren hat. Auf Basis unserer jahrelangen Erfahrung können wir für unsere Kunden schnellstmöglich ein Paket zur Verfügung stellen, das von Haus aus zwischen 60 und 80 Prozent des Bedarfs abdeckt. Der Rest wird branchenspezifisch und den individuellen Anforderungen entsprechend adaptiert. Vorgefertigte Lösungen haben den Vorteil, dass man sich voll auf das Coaching und Training

vor Ort konzentrieren kann. Dadurch dass die lange Konzeptphase wegfällt, können wir unsere Leistungen auch kostengünstiger anbieten – ein Aspekt, der gerade bei KMU von Bedeutung ist. Gleichzeitig können wir mit unserem Konzept dem Vorurteil, dass SAP teuer sei, wirkungsvoll entgegenzutreten. Wir als Mycon trauen uns, unseren Kunden einen Preis zu nennen. Also: Du bekommst diese Leistung um dieses Geld. Da wird nicht herumgefahelt, da wird Tacheles geredet. Unsere Leistungen bewegen sich in einem überschaubaren Rahmen, der Kunde kann ganz klar kalkulieren – es gibt keine unliebsamen Überraschungen. sog

www.mycon.at
www.spak.at/start.php

Special Innovation

Thomas Mück: „Wünschenswert ist, dass die Elektronische Gesundheitsakte von Patienten, Ärzten und Versicherungsträgern als Chance und nicht als Bedrohung gesehen wird“, erklärt der stellvertretende Generaldirektor der Sozialversicherungsanstalt der gewerblichen Wirtschaft.

Transparente Sicherheit

Manfred Lechner

economy: Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit die Elektronische Gesundheitsakte, kurz: Elga, umgesetzt werden kann?

Thomas Mück: Sicherer Datenaustausch muss unter allen Umständen gewährleistet sein. Dies rückt in greifbare Nähe, da Secure Business Austria entsprechende Werkzeuge entwickelt hat. Es liegt aber noch ein weiter Weg vor uns. Um einen Vergleich aus der Automobilindustrie zu bemühen: Wir verfügen über eine Basis, nämlich die Lösung für den Motor, das Auto muss aber erst noch gebaut werden.

Welche Vorteile sind für die Zukunft zu erwarten?

Es lassen sich unter anderem Doppelgleisigkeiten in der Be-

handlung wie bei Laboruntersuchungen vermeiden. Problematisch wird es dann, wenn bei der Behandlung eine aktuelle Computertomografie angefordert wird, wiewohl eine solche bereits vor zwei Wochen gemacht wurde. Tatsache ist, es können keine starren Regeln aufgestellt werden, da alle Patienten die bestmögliche Behandlung erhalten sollen. Ebenso außer Streit steht das Solidarprinzip, daher kann es in Zukunft nicht zu einer rein betriebswirtschaftlichen Sichtweise kommen. Tatsache ist aber auch, dass derzeit der Ist-Zustand nicht analysierbar ist, da uns die dafür notwendige Datenbasis, die Elga liefern kann, fehlt.

Welche Risiken bestehen in Bezug auf die Einführung?

Meine Wahrnehmung ist, dass die laufenden Diskussionen weitgehend angstgetrieben sind. Patienten fürchten sich unbegründet vor missbräuchlicher Verwendung ihrer Daten, Ärzte befürchten Eingriffe in ihre Behandlungsautonomie, aber auch angenommene Einkommensverluste, und die Sozialversicherungen fürchten sich davor, große Investitionen zu tätigen, ohne zu wissen, ob sie sich auch für sie rechnen werden. Immerhin handelt es sich dabei um ein Investitionsvolumen im dreistelligen Millionenbereich.

Wie kann die Entscheidungsfindung optimiert werden?



Teure und oft auch unnötige Doppeluntersuchungen lassen sich in Zukunft durch die Einführung der Elektronischen Gesundheitsakte vermeiden. Foto: Bilderbox.com

Durch eine Änderung des Blickwinkels, nämlich dass sich alle Beteiligten auf die zu realisierenden Chancen konzentrieren. Gefragt ist kooperatives Verhalten, doch wie wir aus der Spieltheorie wissen, setzt dies Vertrauen und Angstfreiheit voraus. Das sind Ingredienzien, die derzeit nicht gegeben sind. Leider existieren auch im internationalen Vergleich kaum Referenzprojekte, auf die man verweisen könnte. Vorteile für Patienten und Ärzte können

sein, dass sich auf Basis von Elga die besten bestehenden Behandlungsmethoden optimieren lassen, die dann allen zugutekommen. Was wiederum den Sozialversicherungsträgern die Chance bietet würde, ihre Mittel noch besser als bisher einzusetzen.

In den Bundesländern existieren Ansätze, um Leistungen vergleichbar zu machen. Eignet sich dies als Sprungbrett für die Elga-Einführung?

Die Initiativen sind begrüßenswert. Nachteil ist, dass sich die Länder, die die Spitäler maßgeblich finanzieren, ausschließlich auf ihren Bereich und die Sozialversicherungen auf den niedergelassenen Bereich konzentrieren. Erschwerend kommt hinzu, dass Gebietskrankenkassen nur regional ausgerichtet sind, während wir etwa bundesweit tätig sind. Elga bietet die Chance, gewachsene Strukturen auf einen Nenner zu bringen.

<http://esv-sva.sozvers.at>

Steckbrief



Thomas Mück, stvtr. Generaldirektor der Sozialversicherungsanstalt der gewerblichen Wirtschaft. Foto: SVA

Datensicherheit im Gesundheitsbereich

Wiener Kompetenzzentrum entwickelt Software-Tool, um sensible Gesundheitsdaten vor Missbrauch zu schützen.

Ein Arztbesuch könnte künftig folgendermaßen ablaufen: Eine Patientin namens Waltraud Musterfrau gibt ihrer Ärztin die E-Card und tippt die Persönliche Identifikationsnummer (Pin) in ein Terminal. Der Vorgang ist vom Bezahlen mittels Bankomat bekannt, doch in diesem Fall erlaubt die Patientin der Ärztin den Zugriff auf bestimmte Daten ihrer Kranken- und Befundgeschichte. Schutz vor missbräuchlicher Verwendung dieser sensiblen persönlichen Daten bietet ein von Secure Business Austria entwickeltes, bereits patentiertes Sicherheitssystem namens PIPE (Pseudonymization of Information for Privacy in E-Health). „Stammdaten wie Name, Geburtsdatum oder Adresse von Waltraud

Musterfrau werden in einer eigenen Datenbank gespeichert, ihre Krankengeschichte hingegen in einer anderen Datenbank“, erklärt Edgar Weippl, wissenschaftlicher Leiter von Secure Business Austria.

Vier-Augen-Prinzip

Vorteil ist, dass personenbezogene Daten und Krankengeschichten nur unter kontrollierten Umständen und Verwendung der E-Card sowie des Pin-Codes zusammengeführt werden können. „Patienten besitzen zu jedem Zeitpunkt die vollständige Kontrolle über die Daten und können bestimmen, wer Zugriff auf diese Daten hat“, betont Weippl. Sollte ein Notfall mit Bewusstlosigkeit eintreten, ist jedoch ein – unter dem Da-



Sicherer Zugang zu Gesundheitsdaten ermöglicht auch in Notfällen beste Behandlung. Foto: Bilderbox.com

tenschutzaspekt für Patienten – ebenso sicherer Zugriff auf die Informationen möglich. „Dieser kann aber ausschließlich nach dem Vier-Augen-Prinzip

erfolgen, wodurch jede Abfrage nachvollziehbar bleibt“, unterstreicht Weippl. Eine Ausweitung dieses Prinzips auf sechs oder mehr Augen ist problem-

los möglich. „Weiterer Vorteil der getrennten Speicherung ist, dass es zu keiner unbefugten Zusammenführung der Krankengeschichte mit den Stammdaten der betroffenen Person kommen kann“, fährt Weippl fort. Das System erlaubt zusätzlich, Daten für die medizinische Forschung zu verwenden, ohne dass eine Verbindung zu den betroffenen Patienten hergestellt werden kann. „Der hohe Grad an Sicherheit dieses Mechanismus ist deshalb von großer Bedeutung, weil so gewährleistet ist, dass auch bei seltenen Krankheiten oder bei Kombinationen von Krankheiten keine Rückschlüsse auf die Identität von Patienten gezogen werden können“, erklärt Weippl. [malech http://research.securityresearch.at](http://research.securityresearch.at)

Special Innovation

Bei Ankunft buchen

Die nationale finnische Tourismusbehörde setzt auf das Internet. Geplant ist, binnen zwei Jahren eine Plattform zu schaffen, die Touristen nicht nur mit Informationsangeboten versorgt, sondern auch die Möglichkeit bietet, sofort Hotelangebote zu buchen und sich per Handy mit Webcams verbinden zu lassen.

Manfred Lechner

Finnisch ist bekanntlich eine schwere Sprache, die hierzulande nur wenige Menschen erlernt haben. Wer für das Jahr 2010 einen Finnland-Urlaub plant, kann dennoch Reiseführer und Wörterbuch „Suomi – Saksa“ getrost zu Hause lassen, wenn nur das UMTS-Handy mit dabei ist.

Bei Ankunft in einer Stadt wird es dann genügen, das finnische Tourismusportal anzuwählen. Stadtplan, Wegbeschreibungen, Sehenswürdigkeiten, Hotels, Gaststätten und Informationen über andere touristische Themenkreise runden das Angebot ab. Wer will, kann mobil auch die Bilder von Pisten-Webcams abrufen oder kleine Videos zu bestimmten Themen ansehen – Nokia-Land zeigt wieder einmal vor, wie die mobile Zukunft aussehen wird.

Beinahe eine kleine Sensation ist indes, dass die innovativen Services mit österreichischer Technologie verwirklicht werden. Nach einer internationalen Ausschreibung des neuen finnischen Tourismusportals wird das Vorhaben nämlich von den Wiener EC3-Networks verwirklicht. Das gesamte Auftragsvolumen beträgt rund zwei Mio. Euro.

Modulare Umsetzung

„Die Umsetzung erfolgt zweistufig“, erklärt Michael Tremmel, Geschäftsführer von EC3 Networks, „im ersten Schritt erstellen wir eine Markt- und Bedarfsanalyse, die in die Entwicklung der Services einfließt. Wobei nicht nur Hotelketten, sondern auch Familienbetriebe

berücksichtigt werden, da der gesamte finnische Tourismusmarkt abgedeckt werden soll.“ Weiters müssen Geschäftsmodelle entwickelt werden, die die Finanzierung des Portalbetriebs auch für die Zukunft sicherstellen. „Vorstellbar ist, eine gewisse Gebühr pro Buchung einzuheben“, fährt Tremmel fort. Punkten konnte EC3 Networks bei der Ausschreibung unter anderem sowohl durch das Anbieten mobiler Services als auch mit der Eigenentwicklung Photo-Based Tourist Pro-

filer. „Durch Anklicken unterschiedlicher Urlaubsmotive kann das System die individuellen Urlaubsbedürfnisse identifizieren und darauf aufbauend maßgeschneiderte Angebote liefern“, erläutert Tremmel.

Kernkompetenzen

Bei dem finnischen Projekt fungiert EC3 Networks als Konsortialführer, die inhaltliche Projektleitung übernahm der an der Technischen Universität Wien lehrende E-Commerce-Spezialist Hannes Werthner,

der in Personalunion Obmann von EC3 ist. Weitere Partner sind die beiden Wiener EC3-Mitglieder Pars Group und Lixto, Siemens, der italienische Spezialist für Reiseplanung E-CTRL Solutions sowie die österreichischen Buchungsexperten von Tiscover. EC3 Networks ist hundertprozentige Tochter des Commerce Competence Centers (EC3). Kernkompetenzen sind Grundlagenforschung und Entwicklung von Prototypen in den Bereichen Software-Entwicklung, E-Tou-

rism, E-Commerce und E-Marketing. Aufgabe der Tochter ist es, die vom Kompetenzzentrum entwickelten Lösungen auf dem Markt umzusetzen. Bereits 2004 konnte das Unternehmen eine Ausschreibung der EU-Kommission für sich entscheiden und realisierte gemeinsam mit den nationalen Tourismusorganisationen ein Europa-Info-Portal, das im Vergleich zum finnischen aber weniger interaktive Services zu bieten hat.

www.ec3.at
www.visiteurope.com



Infos über Hundeschlittenfahrten in Finnland einzuholen und diese auch sofort per Mausclick inklusive anschließendem Saunabesuch zu buchen, kann in absehbarer Zeit bequem von zu Hause aus erledigt werden. Foto: Presstext.at

BMW F ^a	BWA BUNDESMINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT	Alcatel-Lucent	APA	CISCO	IBM	IDS SCHEER Business Process Excellence	kapsch >>> always one step ahead
PayLife	eGENTA payment solutions	XR KALIFREIEN WIRTSCHAFT	SAP	SER	software	TELEKOM AUSTRIA	XEROX GLOBAL SERVICES
aws	CHRISTIAN DOPPEL LEHRGEBIET FÜR LEHRPLÄNE	cure center for usability research & engineering	DIGITALES ÖSTERREICH	EC3 E-COMMERCE COMPETENCE CENTER	plus eco	evolaris eBusiness Competence Center	FIT-IT
GMI GREGOR MENDEL INSTITUTE	IMBA Institute of Molecular Biotechnology at the Technical University of Vienna	KERP Kampferzentrum Elektronik & Umwelt	N VERMÄTTLUNG	PROFACTOR Research for Success	RESEARCH STUDIOS AUSTRIA	RIZ Die Gründer-Agentur für Niederösterreich	[SECURE] Business Austria The answer for Vienna & its surroundings
smart systems from Science to Solutions	softwarepark hagenberg business research education	tec net capital	trans(IT) entwicklungs- und transfercenter universität innsbruck	VTG	Cmk.	derStandard.at DER STANDARD	INDUSTRIE MAGAZIN
							economy Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft

Das Special Innovation wird von der Plattform economyaustria finanziert. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Ernst Brandstetter

Umgebungsunterstütztes Leben

Neues Forschungsprogramm soll Marktchancen nützen, die sich durch eine alternde Gesellschaft ergeben.

Ernst Brandstetter

Ältere Menschen sind nicht ältere Menschen, insbesondere wenn die Wissenschaft sich ihrer annimmt. Da wird unterschieden zwischen unabhängig lebenden Senioren (sogenannte „Go-Goes“), die sich noch durch gute mentale und physische Gesundheit auszeichnen und einen aktiven Lebensstil pflegen, hilfsbedürftigen Senioren („Slow-Goes“), die mit einigen Einschränkungen aufgrund gesundheitlicher oder sozialer Probleme selbstbestimmt leben und bis zu einem gewissen Grad von außen unterstützt werden, und pflegebedürftigen Senioren, den „No-Goes“. Sie benötigen kontinuierliche Unterstützung und Pflege und müssen daher in Pflegeheimen oder durch intensive Pflege zu Hause betreut werden. Und hier wiederum gibt es 332.000 Slow-Goes sowie 183.000 No-Goes als auch – dazugehörend – 425.000 pflegende Angehörige, etwa 20.000 mobile Hilfs- und Pflegekräfte sowie 3500 professionelle mobile Pflegekräfte und eine unbekannte Anzahl von Mitarbeitern mobiler Hilfsdienste.

Marktversagen

Allen gemeinsam ist, dass die Wirtschaft mit neuen Angeboten nur schwer an sie herankommt. „Es liegt Marktversagen vor, obwohl das ein großer und wachsender Markt ist“, wie Uli Waibel erklärt, Autor einer

Pilot-Studie über die gesellschaftlichen Grundlagen für ein Förderprogramm zum Thema „Umgebungsunterstütztes Leben“ – im englischen Expertenjargon „AAL“, Ambient Assisted Living.

Nachdem sich eine Expertenrunde im Bmvit über die Grundzüge des Programms, das demnächst auch einen Namen erhalten soll, geeinigt hat, will man in den kommenden Wochen die erste Einladung an interessierte Institutionen zur Einrei-

chung von Projekten versenden. Beim AAL-Programm geht es in der ersten Runde um drei große Themenkreise: die Unterstützung „sozialer Inklusion“, von Aktivitäten inner- und außerhalb des eigenen Wohnumfelds und die Verbesserung von Komfort und Sicherheit für ältere Menschen. Unter sozialer Inklusion könne man sich vor allem die Einbeziehung älterer Menschen in die moderne Kommunikationslandschaft vorstellen, die zwar da ist, aber nicht ge-

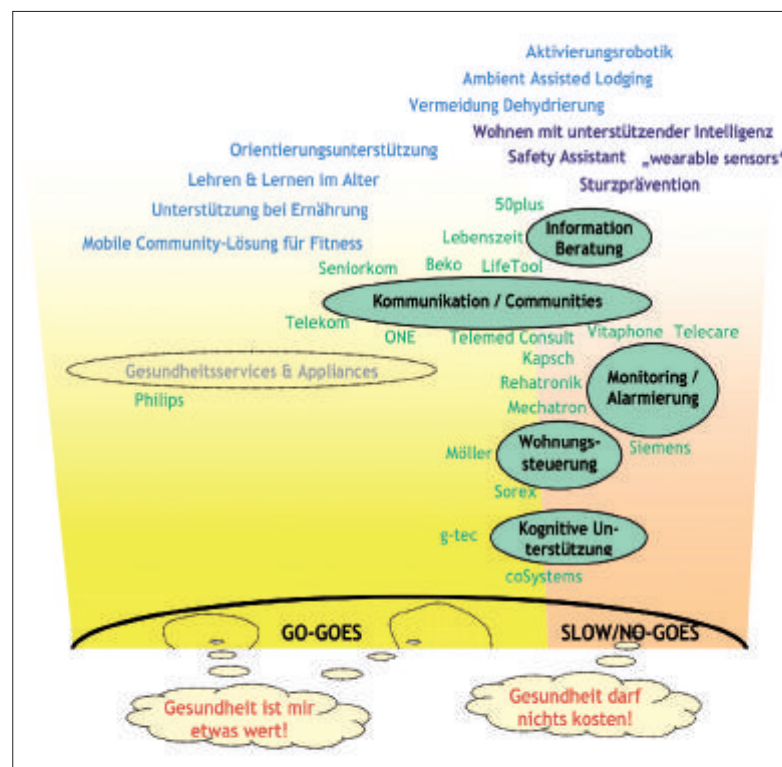
nützt wird, erklärt Waibel. Weitere Themen in diesem Sektor sind auch noch Verbesserungen bei der Information und Beratung älterer Menschen.

Das zweite Thema widmet sich der zielgruppengerechten Unterstützung eines aktiven Lebens der Menschen – bis hin zu Reisen. Unter den Titel „Komfort und Sicherheit“ fallen schließlich alle Themen, die etwa unter den Begriffen „Smart Home“, „Smart Textiles“ und „Monitoring“ subsumiert werden. „Viele dieser Dinge gibt es ja schon, aber sie werden nicht verwendet, wie Pulsmesser, die bei Joggen beliebt sind, aber nicht bei Senioren. Den Markt muss man aber sehr langfristig sehen“, meint Waibel. Es geht daher vor allem um eine Initialzündung, die der österreichischen Wirtschaft in Zukunft neue Chancen eröffnen soll.

Probleme sind nämlich unter anderem, dass in dieser Zielgruppe noch die Meinung vorherrscht, Gesundheit dürfe nichts kosten, und dass in Österreich ein innovationsfeindliches Klima für die Entwicklung neuer Angebote in Pflege und Betreuung herrscht, so die Studie. Für die No-Goes könne daher auch mittelfristig nur schwer ein Business Case entwickelt werden. Viel wichtiger ist dagegen das Segment der Go-Goes, das insgesamt 1,3 Mio. Personen umfasst. Ihnen kann man Angebote in Richtung Gesundheit und Wellness machen, und wenn

sie später älter werden, könnte man sich auch in den anderen Segmenten konsumfreudigere Kundschaft erwarten.

www.ffg.at



Stufenweise zu einem besseren Leben: die „AAL-Landschaft in Österreich“. Quelle: Innovendo

Besser leben im Alter

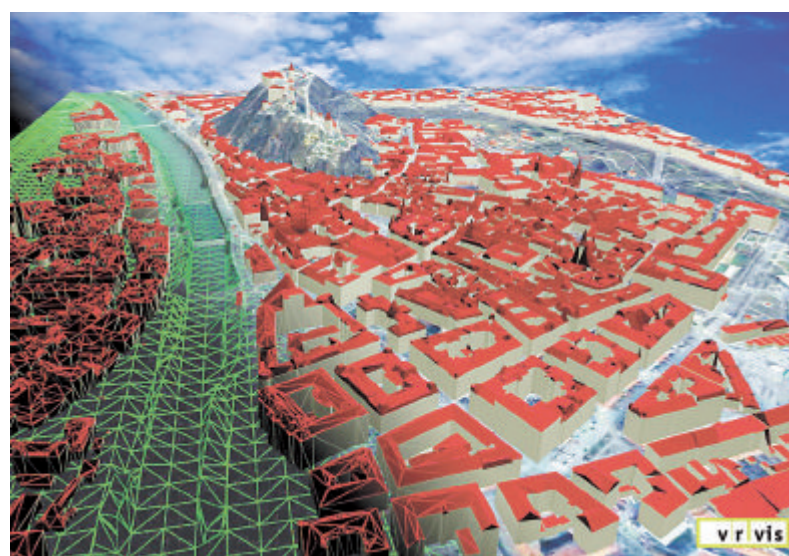
Am 19. September 2007 gründeten 14 europäische Staaten in Brüssel die AAL Association, die bis 2013 im Rahmen des AAL-Joint-Programms Forschungs- und Entwicklungsprojekte im Bereich „Umgebungsunterstütztes Leben“ fördern wird. Der Förderschwerpunkt liegt auf Bereitstellung von informations- und kommunikationstechnologisch gestützten Produkten und Dienstleistungen, um die Lebensqualität älterer Menschen zu erhöhen. Österreichischer Partner ist das Bmvit, abgewickelt wird das Programm von der Forschungsförderungsgesellschaft FFG. Als jährliches Förderbudget stehen bis zu fünf Mio. Euro jährlich zur Verfügung (2,5 Mio. Euro nationales Jahresbudget, 2,5 Mio. Euro EU-Beitrag), zu denen nationale Förderungen von rund vier Mio. Euro jährlich hinzukommen sollen.

Computer blicken schärfer

Visual Computing macht in Österreich mit international beachteten Erfolgen Furore.

An Daten herrscht im Informationszeitalter kein Mangel. Manche haben so viel davon, dass sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. „Die Welt leidet daran, dass wir zwar die Details vor uns haben, aber den Überblick verlieren“, erklärt Georg Stonawski, Leiter des Kompetenzzentrums für Virtual Reality und Visualisierung VRVis. So verfügt man zwar über eine Vielzahl von Messdaten zu Hurricanes, aber die Meteorologie weiß noch nicht, wie diese zusammenhängen. Hier helfen Bilder, die diese Daten in Strukturen zusammenfassen – hergestellt mit den Methoden von Visual Computing.

Zwar gibt es in Österreich keine Hurricanes, aber auch Daten der Computertomografie, Methoden zur zerstörungsfreien Materialprüfung oder zur Darstellung von Infrastruktur für Planungszwecke benötigen Visual Computing – und die



Computer erleichtern die Darstellung komplexer Systeme, beispielsweise der Innenstadt von Graz. Illustration: VRVis

Österreicher sind hier Spitze. 2006 legte die neue Fit-IT-Programmlinie Visual Computing nach einem intensiven Auswahlprozess einen fulminanten Start hin: Die Qualität der 24 Pro-

jektanträge in der ersten Ausschreibung war so gut, dass das Ministerium die geplante Förderung für die Ausschreibung um ein Drittel ausweitete. Für zehn Projekte wurden auf-

grund der Empfehlungen der internationalen Fachjury 3,9 Mio. Euro an Förderungen vergeben. Das hohe Niveau in Österreich kann auch Stonawski mit einem aktuellen Beispiel belegen: Beim diesen Herbst stattfindenden „Symposium on Visual Computing“ (ISVC) in Sacramento haben österreichische Einreicher acht von weltweit insgesamt 56 Papers untergebracht, was im Wesentlichen zeige, dass „wir international voll mithalten können“.

Vielfältiger Einsatz

Visual Computing wird in den kommenden Jahren große Fortschritte ermöglichen, davon ist Stonawski überzeugt: derart, dass man aus vorhandener Information zusätzliche Erkenntnisse gewinnen oder Entscheidungen rascher als bisher treffen kann. Auch die Industrie hat etwas davon: So können in der produzierenden

Industrie Designprozesse beschleunigt werden, wenn etwa aus dem Lehmmodell eines neuen Autos automatisch ein digitales 3D-Modell erzeugt wird. Die wachsenden Datenmengen in Wissenschaft und Wirtschaft können durch visuelle Aufbereitung für Anwender durchschaubar gemacht werden. Andere Anwendungen sind die Suche nach Bildinhalten in Multimediale Datenbanken oder die visuelle Verfolgung bewegter Objekte.

Auch für Geoinformationssysteme, Computerspiele oder Lernprogramme gibt es Bedarf bezüglich neuer Verfahren zur Erzeugung interaktiver virtueller Welten. Am 15. Oktober wurden zum Ende der Einreichfrist der zweiten Ausschreibung der Fit-IT-Programmlinie Visual Computing 24 Projektanträge mit Gesamtkosten von 10,3 Mio. Euro und einer Förderhöhe von 7,3 Mio. Euro beantragt. bra

www.vrvis.at

Dossier Trauer

Die Trauer lebt weiter

Tote Kinder. Gebrochene Eltern. Vor sieben Jahren starben 155 Menschen in Kaprun: Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene. Ihre Eltern schweigen über die Trauer. Den Schmerz versteht nur, wer Ähnliches erlebte.

H heute will Ruzica Pavlovic ihre Sehnsucht ausleben. Tun, was sie will. Sie muss sich nicht vor ihrer Tochter verstecken, denn die ist übers Wochenende weggefahren. Einmal kein fröhliches Gesicht machen müssen, ihrem prüfenden Blick nicht ausweichen müssen.

Ruzica zieht die Vorhänge zu, zündet Kerzen dann. Dann setzt sie sich aufs Sofa. Da liegt er. Sie streichelt über seinen nackten Babykörper. Küsst seinen Schulbubenkörper. Zeichnet mit dem Finger seine Augenbrauen nach. Versenkt sich in seine Augen. Küsst ihn auf die Nase. Er lächelt. Sie holt das Foto aus dem Album, legt sich aufs Sofa, legt das Bild neben ihren Kopf. „Rado, ich möchte bei dir sein“, flüstert sie. „Ja, Mama, komm doch zu mir. Ich hab es gut hier“, hört sie. „Rado, das Leben ergibt keinen Sinn ohne dich“, sagt sie. „Ich versteh dich, Mama. Quäl dich nicht. Komm einfach“, hört sie.

Sie sinkt in seine Augen. Sieht seine braune Iris, die schwarzen Pupillen, sieht sie verschwommen, fühlt einen Sog. Sie sieht schwarzen Rauch aus der Tiefe aufsteigen, ihren Rado einnebeln, sie hört ihn röcheln, ihr Herz rast, sie röchelt. „Ich erstickte“, würgt er. Sie keucht. Sie bekommt keine Luft. Sie greift sich an die Brust, reißt an ihrer Bluse. „Ich erstickte!“, schreit sie. Sie stürzt zur Balkontür, reißt sie auf, ringt nach Luft. Sie wählt die Nummer der Rettung, wankt zur Tür, macht sie auf, legt sich dort auf den Boden. Sie fürchtet, ohnmächtig zu werden. „Ich möchte zu Rado“, denkt sie.

Rettungsmänner stürmen die Treppe hoch. „Erstickungsanfall aufgrund von posttraumatischer Belastungsstörung“, lautet später die Diagnose.

Ruzica hat ihren damals 22-jährigen Sohn Radomir bei der Brandkatastrophe in Kaprun am 11. November 2000 verloren. Er war nicht im brennenden Zug, sondern im Gegenzug, fast drei Kilometer vom Brand entfernt. Er erstickte an den Rauchgasen. Seither ist Ruzica ein gebrochener Mensch. Sie leidet unter hohem Blutdruck, Panikattacken und anderen Krankheiten. Ihre Ehe zerbrach, weil ihr Mann nicht verstand, warum sie nach einem Jahr noch immer so tief trauerte. Ihr Arbeitgeber akzeptierte, dass sie fünf Monate zu Hause blieb. Seit aber das Unternehmen Ende 2003 in Konkurs ging, ist sie arbeitslos. Selbst für eine gesunde Frau wäre es in ihrem Alter schwer, wieder Arbeit zu finden. Für Ruzica ist es unmöglich. „Das verstehen die Leute nicht“, sagt sie. „Keiner merkt, wie es in mir drin aussieht.“

Maja schaut aus wie du

„Stell dir vor, Dietmar, deine zwei Nichten haben gestern gestritten, wer von ihnen in deinem Bett schlafen darf“, sagt Sidonija Scharwitzl zu ihrem Sohn. Sie schiebt ihre Kaffeetasse weg und zündet sich eine Zigarette an. „Gestern hat mir der Arzt wieder einmal gesagt, ich soll zu rauchen aufhören, weil mein Blutdruck schon wieder höher ist als beim letzten Mal und ich stärkere Tabletten brauche. Ich hab ihm gesagt, dass ich nicht aufhören kann, ich reg mich noch immer so auf wegen dir. Maja hat übrigens gestern in deinem Bett geschlafen. Du solltest sie sehen, sie schaut dir so ähnlich. Sie isst auch so gern wie du als Kind.“ Sidonija redet. Ihr Sohn Dietmar schweigt. Heute kann sie ihn nicht spüren. An manchen Tagen ist er nahe, an anderen nicht. Auch auf dem Friedhof ist



Illustration: Michaela Pass

er ihr manchmal nahe, manchmal nicht. Fast jeden Tag hat sie ihn besucht, seit er vor fast sieben Jahren begraben wurde. Alle paar Monate fahren sie und ihr Mann nach Kaprun. Dort, wo er starb, fühlen sie sich ihm noch eine Spur näher.

Sidonijas ältester Sohn hat sein eigenes Leben auf den Kopf gestellt, seit sein Bruder tot ist. Er gab die Wohnung in Wien auf, um in der Nähe seiner Eltern zu leben und ihnen beizustehen. Eine seiner beiden kleinen

Töchter ist dem toten Dietmar wie aus dem Gesicht geschnitten. Welches Glück für seine Mutter, und welcher Schmerz.

Wenn ein naher Angehöriger stirbt, solle man sich ein Trauerjahr zugestehen, sagen Ratgeber. Doch wenn Eltern ihre Kinder verlieren – auch wenn sie nicht mehr klein waren, sondern junge Erwachsene – endet die Trauer nie mehr. „Sieben Jahre ist es nun her. Dann habe ich noch mal sieben und noch mal sieben Jahre. Dann habe

ich mein Leben vielleicht überstanden“, sagt eine andere Mutter, die in Kaprun ihren Sohn verlor.

Der Tod eines geliebten Menschen schmerzt immer. Wenn es ein plötzlicher Tod durch einen Unfall ist, kommt der Schock dazu. Bei der Katastrophe in Kaprun waren Schmerz und Trauer von der ersten Stunde an öffentlich und vermischten sich mit anderen Emotionen.

Fortsetzung auf Seite 26

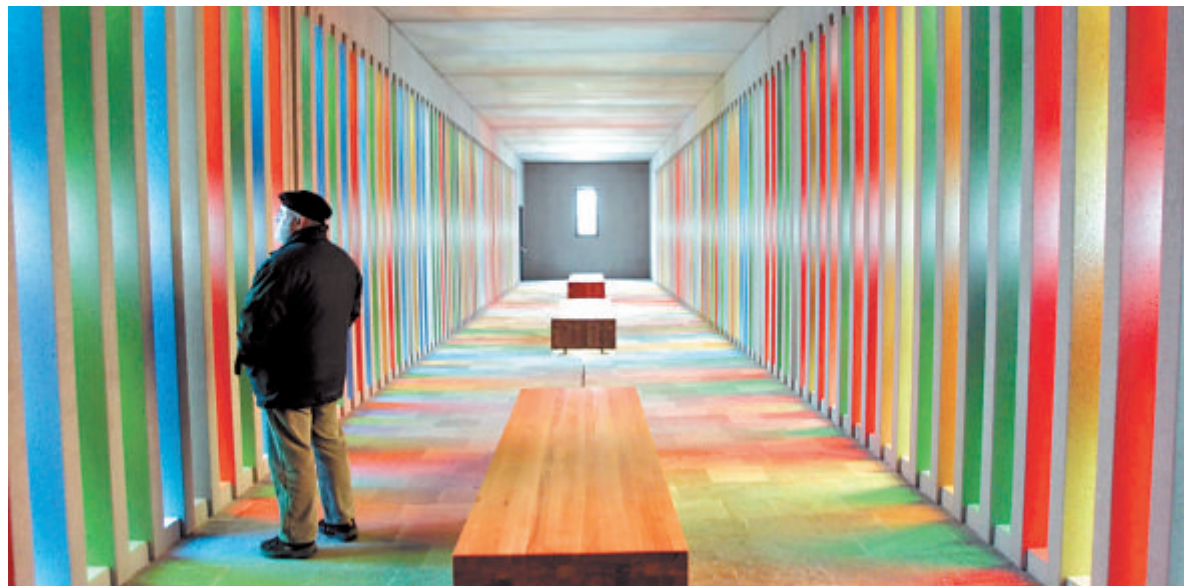
Dossier – Trauer

Fortsetzung von Seite 25

Wut und Zorn auf die Personen, die als verantwortlich für die Katastrophe gesehen wurden, und später Wut auf die Vertreter des Staates, die niemanden für schuldig befanden. Dazu kamen Schuldgefühle. Weil man dem Kind noch Geld für den Skiausflug zugesteckt oder ihm das Ticket gekauft hatte, weil man nicht da war, als sich das Kind verabschiedete, weil man dem Kind das Auto borgte, weil man in der Todesstunde nicht an seiner Seite war.

Schuld an allem, was war

„Wir sind schuld“, sagen Hitoshi und Junko Narahara. „Wir haben Ryoko alleine nach Österreich geschickt.“ Ryoko war 22, Studentin an der Keio Universität in Tokio. Sie wollte in Kaprun für ein Skirennen ih-



Trost suchen in Beton und Glas, in Licht und Farbe. Der Seele des Verstorbenen nahekommen. In der Gedenkstätte Kaprun gibt es für jedes der 155 Opfer eine Glaslamelle. Foto: Apa/Neumayr

rer Universität trainieren. „Ich bin schuld“, sagt Hitoshi Narahara. Als er Student war, hatte er jedes Jahr an jenem Rennen teilgenommen, und seine Toch-

ter wollte es ihm gleichtun. „Wir haben sie so geliebt. Wir wollten alles zu dritt machen. Und wir dachten, dass wir sie irgendwann loslassen müssen. Deshalb

haben wir ihr die Reise nach Kaprun geschenkt.“ Deshalb fühlen sich die Naraharas nun mitverantwortlich für den Tod ihres einzigen Kindes. Sie sind von Schuldgefühlen zerfressen. „Ich träume sehr viel von ihr“, sagt Junko Narahara. „In einem Traum entschuldigte sie sich bei uns, dass sie nicht nach Hause kommen kann.“

Jedes Jahr fliegen sie nach Europa, fahren nach Kaprun, um ihr näher zu sein, um der verlorenen Seele ihrer Tochter nachzuspüren. Ihre Asche ist im Garten des Hauses begraben, ihr Zimmer ist unverändert – „damit sie jederzeit nach Hause kommen kann“. „Unser Leben endete mit ihrem Leben“, sagt Hitoshi Narahara. Und doch geht es weiter. Mit der Hilfe von Medikamenten, Therapeuten und Schlafmitteln.

Hass auf alles, was lebt

In der Verzweiflung tauchen manchmal Gedanken auf, die die Denker abgrundtief erschrecken. Und trotzdem sind sie da. „Ich sehe Jugendliche in seinem Alter und hasse sie dafür, dass sie glücklich und ausgelassen sind und mein Sohn nicht daran teilhaben kann. Manchmal wünsche ich mir sogar, sie wären an seiner Stelle tot“, sagt eine Mutter. „Wie ungerecht bin ich diesen Jugendlichen gegenüber, die doch nichts dafür können, dass mein Kind nicht mehr lebt.“

Schrecklich auch, wenn man das gestorbene Kind plötzlich lieber hat als ein lebendes Kind. Weil es lustiger war oder hübscher, weil es einem ähnlicher sah – oder einfach, weil es nun tot ist und nie mehr wiederkommt. Ein Gedanke, den kaum jemand ausspricht, weil er zu furchtbar ist, der aber an der Seele nagt und sie zerfrisst. Ohnehin leiden die Geschwister eines toten Kindes meist unsichtbarer als ihre Eltern, und doppelt. Sie haben ihren Bruder, ihre Schwester verloren, und lange Zeit ihre Eltern noch dazu. Sie fühlen sich schuldig, weil sie leben.

Dazu kommen die immer wiederkehrenden Visionen vom Unglücksort. „Ich ziehe mich in

das Zimmer meines Sohnes zurück“, sagt ein Vater. „Dann ist es wie ein Flash. Plötzlich spüre ich mich würgend schlecht, möchte auf der Stelle ausrasten und bin dennoch zu müde dazu.“ Er sieht Bilder von Bränden in Tunnels, Flugzeugen, Zügen. Er spürt die Hitze auf der Haut, er riecht den Gestank von Rauch, er hört die Schreie.

Der Mann hat seinen Job gekündigt. So wie etliche Mütter und Väter, die ihre Kinder verlieren. Im Schock der ersten Monate arbeiten sie weiter, dann brechen sie zusammen. Können sich nicht konzentrieren, wollen dem Arbeitgeber nicht zur Last fallen, gehen freiwillig, lassen sich frühpensionieren oder werden gekündigt. Wer selber ein Unternehmen hat, gibt es häufig auf. Einige bekommen von den Kunden keine Aufträge mehr, mit der „rücksichtsvollen“ Begründung: „Sie haben derzeit ja andere Sorgen.“

Schmerz verarbeitet jeder anders – durch Rückzug, Schweigen, stundenlange Spaziergänge im Wald, Arbeitswut oder reden, reden, reden. Der Schmerz beim Tod eines Kindes – oder eines anderen geliebten Menschen – ist genauso groß, wenn der Mensch nicht so öffentlich stirbt wie in Kaprun, sondern an einer Straßenkreuzung zwischen zwei nichtigen Orten oder an einem anonymen Autobahnkilometer, wo man nicht einmal hingehen kann. Nur die Wahrnehmung ist anders. Wobei diese öffentliche Aufmerksamkeit viele Angehörige belastet – sie wollen anonym trauern.

Die Trauer bleibt immer präsent. „Wenn Liebe ein Weg und Erinnerung Stufen wären, dann würde ich hinaufsteigen und Dich zurückholen. Du bist nicht mehr da, wo Du mal warst – doch Du bist überall, wo ich bin!“ Gedicht einer Frau für ihre Tochter.

Zurück ins Leben

Ein Glück für Trauernde, wenn sie durch Kinder ins Leben zurückgeholt werden.

„Pauli ist unser ganzes Glück“, sagt Peter Decker. Er hat seinen Sohn Jakob verloren. Nun kümmert er sich intensiv um seinen Enkel Pauli. Er bringt ihn in die Schule, wenn Pauli in der Früh wieder mal zu lange getrödelt hat. Er führt seinen Hund spazieren. Er hilft ihm bei der Hausübung.

Enkel können die verlorenen Kinder nicht ersetzen. Aber sie halten auf Trab und lenken ab. „Meine drei Enkel bringen mir eine neue Freude“, sagt Renate Niederberger, die um ihren Sohn Martin trauert. Die siebenjährige Manuela spricht von ihrem Onkel, den sie nie gesehen hat, als ob er da wäre. Sie sieht ihn auch in ihren Träumen. „Kinder haben einen Draht zum Unsichtbaren“, sagt Renate. „Sie sind ja gerade erst aus der unsichtbaren Welt gekommen.“

Margarete Endl

economy

Unabhängige Zeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft



Wissenschaft.

Dossier – Trauer

Als Freiheit noch ein Lebenskonzept war

Vor rund hundert Jahren formierte sich im Schweizer Tessin die legendäre Alternativkolonie Monte Verità.

Die Schlagworte von heute heißen Sabbatical, Kurzfrist-Ausstieg, Work-Life-Balance, Selbstfindung. Alles nichts Neues. Vor etwas mehr als hundert Jahren ging es eine Handvoll von Lebensreformern, Künstlern, Anarchisten und liberalen Pionieren weit radikaler an. Sie gründeten die Kommune Monte Verità auf einem Berghang in der Nähe von Ancona im Schweizer Tessin. Dort stehen sie noch heute, die zwei Kommundenhäuser Casa Anatta und Casa Selma sowie der Holzpavillon Chiaro mondo dei beati. Die Gemeinde von Ancona bildet die frühere Kommune stolz in ihrer Touristenbroschüre ab und hat ein Museum aus der Casa Anatta (Haus der Seele) gemacht.

Literaturfreunde kennen Monte Verità vielleicht aus den Werken von Hermann Hesse, der den Ort in seinen Dichtungen beschrieb. Polithistorikern mag er als zeitweiliger Aufenthalt des Anarchisten Erich Mühsam bekannt vorkommen. Kunstfreunde finden in der Biografie von Paul Klee Hinweise auf den „Berg der Wahrheit“. Wenn man sich heute durch das Museum bewegt, kann man vieles, das in der Hippie-Bewegung der 1970er Jahre en vogue war, Jahrzehnte zuvor vorweggenommen sehen. Auf dem Monte Verità ging es um freie Liebe und Nudistenkultur, Lebensreform, Pazifismus und Anarchismus, vegetarische Lebenskonzepte, Malerei und Tanz, politischen Widerstand und die Freiheit an sich. Der Schweizer Historiker Andreas Schwab bezeichnete Monte Verità als „Sanatorium der Sehnsucht“, wo man sich „zwischen Sinnsuche und Sonnenbad“ an neuen Formen der freien Existenz in einer gelebten Utopie versuchte.

Frühe Hippies

Wie kam es in dieser historischen Epoche zu einem solch revolutionären, lebensreformerischen Experiment? Die geschichtlichen Umstände mögen eine Erklärung sein: Um 1900 entstand in Teilen der aufgeklärten Bevölkerung Europas politischer Widerstand gegen die zerfallenden, auf den Weltkrieg zusteuernenden autoritären Regimes. Gleichzeitig entwickelten sich aus den philosophischen und literarischen Zeitströmungen sowie aus dem Frühsozialismus neue Gesellschaftsmodelle und politische Richtungen heraus, die man heute als „Alternativbewegung“ bezeichnen würde.

Gustav Arthur Gräser, Naturprophet, Dichter, Pazifist und Landstreicher aus eigenem Willen, gründete im Jahr 1900 die Landkommune Monte Verità gemeinsam mit dem rebellischen Industriellensohn Henri Oedenkoven, Spross einer belgischen Fabrikantenfamilie, und der Konzertpianistin und Frühfeministin Ida Hoffmann. Aus der Ursprungsidee, eine Liebeskommune auf dem Berg zu gründen, entwickelte sich ein Sammelpunkt für Natur- und Friedensaktivisten – vor allem nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Berühmte Besucher trafen auf dem Berg ein: Hermann Hesse, der den Monte Verità-Gründer Gräser in seinem Roman *Demian* wiederaufleben ließ; eben Erich Mühsam, der Anarchist und kurzzeitige Finanzminister der revolutionären Münchner Räterepublik; der Philosoph Ernst Bloch, der lange danach zum „Vater der 68er-Bewegung“ und väterlichen Freund Rudi Dutschkes wurde; der Sozi-

ologe und Nationalökonom Max Weber; die Schriftsteller Gerhart Hauptmann, Erich Maria Remarque, Oskar Maria Graf; die Künstler Paul Klee und Hans Arp; die Dichterin Elke Lasker-Schüler, die Tänzerin Isadora Duncan, der Psychologe C. G. Jung. Man muss sich das Leben auf dem Berghang als freigeistiges, romantisches Kooperativendasein vorstellen, bei dem nackt durch die Gär-

ten getanzt, philosophiert, gemalt, gedichtet und vegetarisch gekocht wurde.

Um 1920 hatte sich das Frühhippie-Leben aber überholt. Gräser war 1919 weggezogen, Financier Oedenkoven ging nach Brasilien. Erst 1978 wurde die Kommune „wiederentdeckt“; heute existiert im Übrigen in Wien noch ein kleiner Anarchistenverlag namens Monte Verità.

Antonio Malony



Helfen Sie uns weiter zu helfen.

In 26 Jahren hat Menschen für Menschen 30.237 km Terrassierungen gebaut und Maßnahmen zur Erosionsbekämpfung gesetzt. 1.211 neu gebaute Wasserstellen versorgen hunderttausende Menschen mit sauberem Trinkwasser. In naher Zukunft werden noch viele weitere Dörfer einen neuen Brunnen erhalten.

Menschen
für
Menschen

Karlheinz Böhm's Äthiopienhilfe



Mithelfen statt mitleiden.

Spendenkonto PSK 7.199.000 Info: 01 / 58 66 950-0 www.menschenfuermenschen.at



Diese Anzeige ist umsonst. Damit es Ihre Spende nicht ist. Foto: Peter Riggaud

Leben

Überfluss: Die Gesellschaft kämpft mit ihrem zunehmenden materiellen Reichtum

Schlachtbank des Wohlstands

Leistungswahn und Konsumsucht erzeugen immer mehr Phantombeschwerden.

Antonio Malony

Es fehlte nicht viel, und der Begriff „Wohlstandsprobleme“ wäre 2006 in Deutschland zum Unwort des Jahres erkoren worden. Die inflationäre Verwendung dieser Beschreibung von Überflussesbeschwerden in einer reichen Gesellschaft musste wohl zu häufig für Erklärungen von Fehlentwicklungen, Phantombeschwerden der Gesellschaft und überflüssigen Krankheitsbildern herhalten.

Zum Unwort des Jahres wurden damals in Deutschland allerdings auch zwei ähnliche, mit Wohlstandsverirrungen in Zusammenhang stehende Begriffe nominiert, nämlich „Konsumopfer“ und „Neiddebatte“, während in Österreich „Penthaus-Sozialismus“ das Rennen machte.

Sucht sich die reiche Gesellschaft die Probleme, die sie braucht? Hat die Reizüberflutung so große Macht über Individuen, dass sie krank machen kann? Der Modemacher Wolfgang Joop meinte mit dem Begriff „Konsumopfer“ mager-süchtige Models, die zulasten ihrer Gesundheit einem vom Werbepublikum erwarteten Schönheitsideal nahezukommen versuchen und sich damit einem für eine übersättigte Rezipientenschar geschaffenen künstlichen Ideal unterordnen, das letztlich normalen, gewinnorientierten Mechanismen folgt.

Reich und satt

Je reicher und satter ein Staat ist, desto eher ist er offenbar anfällig für Wohlstandsprobleme. Ein gutes Beispiel dafür liefert die Schweiz, die – überzeichnet gesprochen – aus jeder Kleinigkeit eine basisdemokratische Affäre macht, wie der Berner Politologe Hans Hirter meint. Der Reichtum einer Gesellschaft ist kein Garant dafür, dass man sich nicht mit „ernsten Wohlstandsproblemen“ wie Drogenkonsum, Jugendarbeitslosigkeit und Gesundheitskosten herumschlagen muss.

Es gibt die These, dass in Ländern, wo der Mittelstand immer größer wird, auch die Wohlstandsprobleme wachsen. Leute, die nicht wirklich reich sind, denen es aber auch an nichts fehlt, streben nach immer mehr. Sie arbeiten bis zum Umfallen und beginnen an Burn-out zu leiden. Sie streben nach Schönheitsidealen und magern dabei



Sich einem Schönheitsideal entgegenzuhungern, gilt als Hilferuf in einer an Konsum orientierten Überflussesgesellschaft. F.: Bilderbox.com

bis auf die Rippen ab. Oder sie verfallen dem Konsumismus, stopfen sich mit Burgern voll und werden übergewichtig. Sie veranstalten Einkaufsorgien mit Markenartikeln und verschulden sich; sie werden manisch-depressiv, weil ihnen in dem ganzen Streben nach Erfolg und Besitz der Sinn abhandengekommen ist.

Das Üble an Wohlstandsproblemen ist, dass die wohlhabende Gesellschaft sie auf eigene Kosten wieder reparieren muss: Bulimiekranken müssen genauso wie Burn-out-Fälle in die Therapie. Menschen, die sich

eine Adipositas angefressen haben, müssen auf Nahrungszug. Sinnentleerte Zeitgenossen, die Erklärungen bei Scientology und Co suchen, müssen aus den Sekten herausgelöst werden. Gallensteinkranke, die sich das Problem mit fettem Essen angezueht haben, müssen operiert werden, Freizeit-Eventsportler müssen nach dem Sturz von der Steilwand wieder zusammengeflickt werden.

Wohlstandsprobleme gibt es auch im wirtschaftlichen Zusammenhang einige. Das bestimmt treffendste diesbezügliche Wort ist „Anlagenotstand“:

Es beschreibt das Problem eines vermögenden Menschen, sein Geld nicht so gewinnbringend wie möglich anlegen zu können, weil die Markttendenz auf den Finanzmärkten dies gerade nicht erlaubt. Das Wohlstandsproblem dabei: Er muss sein Geld schlecht verzinst „arbeiten“ lassen. Die Kernfrage, die es zu lösen gilt: Wohin mit dem Geld? Ein absurdes Problem im Gesamtzusammenhang der möglichen Schwierigkeiten, die die Menschheit sonst bewältigen muss, und gleichzeitig auch ein Signal für die Grenze des Keynesianismus.

„Gewinnwarnung“

Absurd klingen auch andere „Probleme“, die sich die Überflusses-Wirtschaft geschaffen hat: Zu ihnen zählen „Gewinnwarnung“, „Belegschaftsaltslasten“, „Rentnerschwemme“, „Langlebigkeitsrisiko“ (bei Versicherungen), „Überkapazitäten“ oder „Seitwärtsbewegung“ (an den Börsen).

Wohlstandsprobleme stellen aber auch Unterhaltungssucht, „Freizeit-Management“ und die verbundene Industrie, die so entstehende Ent-Intellektualisierung der Bürger dar. Die kanadische Schriftstellerin und Globalisierungskritikerin Naomi Klein hat diese Phänomene in ihrem Buch *No Logo!* (herausgegeben im Jahr 2000) ziemlich plakativ beschrieben und auf kausale Ursachen zurückgeführt. Die Kernkritik trifft Lifestyle-Vermarktungsunternehmen, Markenwahn, suchtmäßige Gier nach Konsum und damit ausgelöste Zwiespalte.

Wohlstandssorgen

Eine Wohlstandssorge bildet aber auch das durch den Überfluss ausgelöste schlechte Gewissen: „Bewusste Verbraucher“ kaufen nicht mehr bei Hofer, sondern besorgen sich Fairtrade-Kaffee. Sie sparen Wasser bei der Klosettpflege, werfen alte Kleider in den Humana-Container, gehen ins Bono-Konzert und konsumieren Pop-Musik „gegen die Armut“. Und sind sich der Lächerlichkeit ihrer Handlungen nicht bewusst – oder vielleicht nur insgeheim.

Ein Wohlstandssymptom verkörpern auch Trendforscher wie Matthias Horx. Sein Lösungskonzept: Wir sollen das Bruttosozialprodukt zum „Bruttoglücksprodukt“ machen. Danke für den erstklassigen Tipp.

Karriere

● **Benno Weißmann** wird am 1. Jänner 2008 die Geschäftsführung als Managing Director bei SAP Österreich übernehmen. Weißmann war bisher neun Jahre bei SAP in verschiedenen Vertriebs- und leitenden Partner-Management-Funktionen tätig. Er löst Wolfgang Schuckert ab, der das Unternehmen per Jahresende verlassen wird. Foto: SAP



● **Markus Breyer (38)** ist zum 1. Oktober bei Microsoft Österreich in die Geschäftsführung aufgerückt und wird den Bereich Kleine und Mittlere Unternehmen sowie das Partner-Management übernehmen. Breyer kam 2002 zu Microsoft. Zuletzt war er für den öffentlichen Sektor zuständig. Foto: Microsoft



● **Horst Heftberger (59)** hat am 1. Oktober bei Hitachi Data Systems Österreich die Nachfolge von John Ryden als neuer Country Manager angetreten. Heftberger ist seit sechs Jahren bei Hitachi Data Systems Österreich im Vertrieb tätig, seit dem Vorjahr war er Sales Director. Foto: HDS



● **Gerald Trofer (38)** ist ab sofort als Operations Manager inhaltlich für alle Beratungsprojekte bei Czipin Consulting verantwortlich. Er war bereits von 1997 bis 2002 beim früheren Beratungsunternehmen von Alois Czipin tätig und erhielt dort 2001 die Auszeichnung „Best Project Manager of the Year“. 2004 kam er zur neuen Czipin Consulting zurück. Neuer Operations Director wurde Wolfgang Heiling (52). Der international erfahrene Manager wird die Geschäftsprozesse koordinieren und für Finanzen, Vertragsmanagement und Organisation zuständig sein. Foto: Czipin Consulting



Notiz Block**Master-Lehrgang Parodontologie**

Parodontologische Symptome (Zahnfleischschwund) finden in der zahnärztlichen Praxis oft ungenügende Berücksichtigung. Studien besagen, dass der Großteil der Patienten wegen eines parodontalen Problems zum Zahnarzt kommt. Im März 2008 startet an der Med-Uni Wien der erste in Österreich anerkannte postgraduelle Lehrgang für Parodontologie, der Spezialisten in diesem Fachbereich ausbilden soll. In Österreich wird im Gegensatz zu anderen EU-Ländern die Parodontologie nicht als eigenes Fachgebiet formell anerkannt. Nach wie vor wird dieser Bereich von anderen Disziplinen mitbetreut. Eine Ausnahme stellt die Med-Uni Wien dar, die seit 2001 an der Bernhard Gottlieb Universitätszahnklinik eine eigene Abteilung für Parodontologie führt. Die Stärkung des Fachgebiets würde sowohl Prophylaxe erleichtern als auch die Behandlung verbessern.

www.paromaster.eu

Neue Medien im Unterricht

Im Rahmen der neu gebildeten Pädagogischen Hochschule Wien wurden der Lehrgang „Einsatz von Lernplattformen im Unterricht“ und der Akademiellehrgang „E-Learning-Didaktik“ zum kompakten Lehrgang „Neue Medien im Unterricht – E-Learning“ umstrukturiert. Dieser berufs begleitende Lehrgang mit dem Schwerpunkt Methodik/Didaktik bereitet Lehrkräfte aller Schulformen auf die geänderten Rahmenbedingungen im Bildungsbereich vor. Der Lehrgang richtet sich an Lehrkräfte aller Schularten und Schulstufen, die die Möglichkeiten der Neuen Medien unmittelbar im Unterricht erproben und einsetzen wollen. Neben einer Qualifizierung im Bereich Lernplattformen, Medientechnik und -pädagogik wird in schulartenspezifischen

Didaktik-Arbeitskreisen das Zusammenspiel herkömmlicher Unterrichtsmethoden mit E-Learning-Szenarien erarbeitet. Der absolvierte Lehrgang kann im Rahmen des Master-Studiums an der Universität Krems angerechnet werden.

www.e-teaching-austria.at

Techniker für die Gesundheit

Die Fachhochschule Internationales Management Center Krems bietet den neuen Lehrgang „Management für Techniker im Gesundheitswesen“ in Kooperation mit dem Österreichischen Verband der Krankenhaustechniker (ÖVKT) an. Ziel des Lehrgangs ist es, die führenden Gesundheitseinrichtungen Österreichs kennenzulernen und vor Ort mit den Experten aktuelle Problemstellungen zu erörtern. Als Zugangsvoraussetzungen gelten Hochschulreife oder eine einschlägige Berufsausbildung mit Berufserfahrung. Der Lehrgang startet im März 2008.

weiterbildung.fh-krems.ac.at

Lehrgang zum EU-Projektmanager

Projektmanager, Führungskräfte und Wissenschaftler sind in ihrer beruflichen Praxis zunehmend mit komplexen Projekten auf europäischer und internationaler Ebene konfrontiert. Die Fachhochschule St. Pölten bietet einen zweisemestrigen berufsbegleitenden Lehrgang an, der eine fundierte, praxisnahe Ausbildung zum EU-Projektmanager bietet. Organisatorische, rechtliche und interkulturelle Herausforderungen im EU- und internationalen Projektmanagement stehen auf dem Lehrplan. Anhand konkreter Beispiele und Fallstudien aus der Praxis werden die „Dos and Don'ts“ im Management von EU- und internationalen Projekten behandelt. Kosten: 3500 Euro pro Semester. ask

www.fh-st.poelten.ac.at

Nachlass: „Man ist nie zu jung für ein Testament“, sagen Anwälte

Vom Sterben und Erben

Ab 1. August 2008 wird es so gut wie sicher keine Erbschaftssteuer mehr geben. Noch zahlt man fürs Erben – manche mehr, manche weniger. Tipps und Tricks, um zur zweiten Gruppe zu gehören.

Astrid Kasperek

Die vierjährige Julia steht vor dem Kleiderschrank der Mutter, grapscht nach einem bunten Sommerkleid und flötet: „Jö, das ist aber schön. Du Mama, wenn du stirbst, erb' ich das dann?“ Vom Charme und Liebreiz der Kleinen überwältigt, lächelt die Mutter milde und antwortet: „Aber natürlich, mein Schatz, wenn du willst.“ Aufgepasst, liebe Mütter! Mit einem lapidaren „Wenn du willst“ ist es nicht getan. Sofort ein Testament aufsetzen und klar deklarieren, dass Sie Tochter Nummer eins das Kleid vermachen. Denn auch Tochter Nummer zwei hat Anspruch auf die Hälfte des Stückes. Ein böser Geschwisterstreit könnte daraus entstehen.

Niemand denkt gerne ans Sterben. Das Thema Testament ist den meisten Menschen unangenehm. „Doch für ein Testament ist man nie zu jung“, mahnen Notare und Anwälte. Viele halten ein Testament für überflüssig, da ohnehin keine Kinder da sind und somit nur derjenige erbt, der übrig bleibt. Eine Einstellung, die sich vor allem auf unverheiratete Paare fatal auswirken kann. Denn Lebensgefährten haben kein gesetzliches Erbrecht. Falls weder Verwandte noch Testamente vorhanden sind, fällt das Vermögen automatisch an den Staat, auch wenn das Paar seit Jahrzehnten zusammenlebt.

Auch bei verheirateten, aber kinderlosen Paaren kann es ohne Verfügung zu bösen Überraschungen kommen. Plötzlich tauchen weit entfernte Verwandte auf, die man noch nie gesehen hat, und bestehen auf ihrem Erbanspruch. Nur die Festschreibung des letzten Willens kann dies verhindern.

Tabu-Thema Testament

So wie Erben jemandes Ableben voraussetzt, ist es auch stets mit dem Bezahlen von Steuern verbunden. Doch nicht mehr lange. Denn es ist so gut wie fix: Am 1. August 2008 haucht die Erbschaftssteuer ihr Leben aus. Der Verfassungsgerichtshof (VfGH) hat das Besteuerungssystem, das im Erbschafts- und Schenkungssteuergesetz geregelt wird, bereits im März 2007 als verfassungswidrig erachtet und aufgehoben. Zur Operation der verfassungswidrigen Bestimmungen wurde der Bundesregierung jedoch eine Reparaturfrist bis 31. Juli 2008 eingeräumt. Bis dahin liegt das Erbschaftssteuergesetz im



Ableben vor dem 1. August 2008 kommt die Erben noch teuer zu stehen und füllt die Säckeln des Finanzministers. Foto: Bilderbox

Wachkoma. Die Reanimationsversuche der SPÖ scheitern bis dato an der aktiven Sterbehilfe seitens der ÖVP. Die Diagnose lautet: Exitus nach Auslaufen der Gnadenfrist Ende Juli. Bis dahin behält ein verfassungswidriges Gesetz seine Gültigkeit und genießt noch dazu Immunität – das heißt, es kann nicht mehr angefochten werden. Das bedeutet für alle, die vor dem 1. August 2008 einen Erbschaftssteuerbescheid erhalten: bezahlen. Rechtsanwalt Herbert Pochieser kritisiert diese „bürgerfeindliche Vorgangsweise des VfGH“ und spricht von einem „Schutzgericht für den Finanzminister“, der noch schnell Steuern einheimsen will. Tipp des Anwalts: sofort eine Aussetzung der Einhebung der Erbschaftssteuer beantragen und einen Antrag auf Verlängerung der Berufungsfrist stellen. Alle Instanzen durchkämpfen, in der Hoffnung, dass das Verfahren nicht vor dem 1. August abgeschlossen wird.

Grundsätzlich richtet sich die Höhe der Erbschafts- und Schenkungssteuer nach dem Wert des vermachten Vermögens sowie nach dem Verwandtschaftsgrad. So bezahlen Ehepartner und Kinder des Verstorbenen bei einem Nachlass bis zu 7300 Euro zwei Prozent Erbschaftssteuer, während

weit entfernt verwandte oder überhaupt nicht verwandte Erben 14 Prozent der Summe befragen müssen. Der Spitzensteuersatz liegt bei 60 Prozent des geerbten Vermögens (bei mehr als 4,38 Mio. Euro) für weit entfernte Verwandte, dazu zählen auch Lebensgefährten. Spar-Tipp: heiraten. Völlig befreit von der Erbschaftssteuer sind Sparbücher, da sie durch die Kapitalertragssteuer bereits endversteuert sind. Daher: statt Bargeld Sparbücher vermachen.

Genau definiert wird die Höhe der Erbschaft auf Grundlage eines Verlassenschaftsverfahrens. Konten, Wertpapiere und Sachwerte, die in Safes verwahrt werden, fallen grundsätzlich in den Nachlass (Quelle: *Konsument-Ratgeber* „Erben ohne Streit“) und werden von der Bank zur sofortigen Sicherstellung des Nachlasses gesperrt. Zeichnungsberechtigungen von einer zweiten oder mehreren Personen erlöschen mit dem Tode, ebenso wie Zutrittsberechtigungen zu Safes, informiert die BA-CA-Expertin Rosemarie Dittrich. Nur über ein Girokonto, das auf zwei Namen lautet und wo zusätzlich eine Einzelverfügung vereinbart wurde, kann der Überlebende weiterhin verfügen.

www.konsument.at

Leben

Reaktionen

Mörderisch

Zu *economy* Nr. 45, „Medien-aufreger Suizid“: Über Selbstmorde sollen die Medien nicht schreiben, um Nachahmungstaten zu vermeiden. Also gibt man der Publicity schuld an den hohen Suizidraten. So ein Blödsinn. Dann müssten ja jedes Mal, wenn ein bestialischer Mord passiert wie der Kannibalenmord, menschenfressende Monstren verstärkt zuschlagen. Übrigens: Warum appelliert man nicht verstärkt an die Medienleute, sich bei den Schilderungen von Mord und Totschlag etwas zurückzuhalten? Doch je blutiger die News, umso besser verkaufen sie sich, das ist ja wohl nichts Neues mehr. Darum wird fleißig weiter blutgerüstet.

Hannelore Weiß, Horn

Öko-Allergie

Zu *economy* Nr. 45, „Alles Bio im Kleiderschrank“: Unser Körper hat sich doch an die Tonnen von Chemikalien, die wir so tagtäglich in und an uns heranlassen, schon längst gewöhnt. Wenn ich jetzt beginnen würde, nur mehr Öko-Baumwolle zu tragen, dann würde ich sicherlich einen fürchterlichen Ausschlag bekommen. Sorry, ich werde mich also auch weiterhin meist unökologisch kleiden.

Alex Morawetz, Wien

100 Prozent Gift

Ich habe in den letzten Jahren akribisch verhindert, Kunstfaserkleidung zu kaufen. Jetzt muss ich erfahren, dass ich, auch wenn 100 Prozent Baumwolle draufsteht, 100-prozentig Gift drinnen ist. Ich bin erschüttert und total verunsichert. Was kann ich denn jetzt noch mit gutem Gewissen kaufen? Ein einheitliches Gütesiegel für Bekleidung ist wirklich bitter notwendig.

Angelika Pollak, Graz

Windige Förderungen

Zu *economy* Nr. 45, Titelgeschichte „Patient Ökostrom“: Die Windräder werden in Österreich nicht dort errichtet, wo der meiste Wind, sondern wo die meisten Fördergelder wehen.

Carbonara, Online-Posting

Schreiben Sie Ihre Meinung an Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien. Sie können Ihre Anregungen aber auch an redaktion@economy.at schicken.

Im Test

Wandern mit dem Computer



Keine Frage, die Navigation mit GPS ist komfortabler und sicherer als jede andere Form der Orientierung. Doch anders als Navigationsgeräte im Auto, die nach Eingabe der Adresse automatisch zum Ziel führen, müssen Outdoor-Geräte erst mit den nötigen Routendaten gefüttert werden. Das geht zwar auch mithilfe einer Papierkarte, doch wesentlich flotter und bequemer gestaltet sich die Tourenplanung auf dem PC. Voraussetzung: eine gute digitale Landkarte. Davon gibt es mittlerweile viele, vor allem für Mitteleuropa.

Wir haben uns digitale Rasterkarten für Österreich unter die Lupe genommen. Sie bieten eine detaillierte Gelände- und Wegedarstellung und eignen sich daher sehr gut für die Tourenplanung auf dem PC: Hat man die Karte auf den Computer geladen, fährt man die geplante Tour mit der Maus nach. Einige Klicks, und schon steht die Route. Ein weiterer Klick, und die Tour wandert per Datenkabel auf den GPS-Empfänger. Voraussetzung: Die Karte muss mit dem GPS-Gerät kompatibel sein.

Wandern in 3D

Normalerweise speichert man den Weg als sogenannten Track. Tracks bieten eine präzise Wegführung, allerdings lassen sich besonders wichtige Punkte auf dem Track nicht benennen, wie zum Beispiel Wasserstellen, Furten, Hütten oder andere. Deswegen bieten etwa die Karten von Amap die Möglichkeit, Touren entweder als Track oder als sogenannte Route abzuspeichern. Mit Routen lassen sich auch einzelne Punkte auf dem Weg benennen und Entfernungen zwischen den Punkten anzeigen. Außerdem greifen sie auf einen separaten Speicher im GPS-Gerät zurück, sodass sich insgesamt

mehr Touren aufs Gerät spielen lassen.

Neben der Tourenplanung bieten gute Digitalkarten wie jene des Alpenvereins noch weitere Funktionen, etwa Höhenprofile und die 3D-Darstellung. So können Sie schon zu Hause prüfen, wo später die heftigsten Anstiege lauern. Die Menüführung der meisten Karten überzeugt, nur für die Amap greift man oft zur Anleitung. Alle getesteten Digitalkarten bieten zudem den Vorteil, dass man sie auf einen PDA (Personal Digital Assistant), einen mobilen Kleincomputer mit GPS-Empfänger laden kann. So lässt sich auf dem Display das Kartenbild darstellen, und man sieht auf Tour seine Route in der Karte. Fein, wenn die dafür erforderliche Software wie bei der Alpenvereins- und der Kompasskarte in der DVD enthalten

ist – für andere Karten muss man oft zusätzlich Software kaufen.

Kostenlos oder im Tausch

Vor allem muss man heute Touren nicht mehr neu erfinden, sondern nur im Internet finden. Bereits aufgezeichnete Mountainbike-, Nordic-Walking-, Jogging-, Kletter-, Wanderrouten und Skitouren lassen sich von diversen Portalen, wie www.tourfinder.net, www.gps-tour.at oder den Webseiten der Kartenanbieter herunterladen. Die GPS-Daten werden zum Teil kostenlos oder im Tauschprinzip feilgeboten. So sucht man sich entsprechende Routen aus, legt sie über die Karte, kann sie so studieren, auf sein mobiles GPS-Gerät übertragen und dann loslegen.

Klaus Lackner
www.garmini.at
www.tourfinder.net
www.gps-tour.at

Fotos: Garmin/Bilderbox.com

Buch der Woche

Grundeinkommen: Verdienen ohne Dienen

Bereits von ihrer sprachlichen Herkunft her ist Arbeit Mühsal, dennoch zählt sie zu den letzten gemeinschaftsstiftenden Werten unserer Gesellschaft. Jede(r) Arbeitslose weiß das. Schon 1995 diagnostizierte die Wissenselite einer Delphi-Umfrage, dass sich mit 20 Prozent der Bevölkerung weltweit alle Waren und hochwertigen Dienstleistungen produzieren lassen würden. Mit Fleiß arbeitet der Arbeitnehmer an der Abschaffung der eigenen Existenzgrundlage.

Für das Herausgeberteam kein Grund zur Traurigkeit. Ob Grundeinkommen, Bürgergeld, Sozialdividende oder „negative Einkommenssteuer“ – die Begriffe reflektieren das politische Spektrum: von sozialdemokratisch, christlich-sozial, kommunistisch, öko-feministisch bis zu liberal. Gemeinsam ist den 25 Buchbeiträgen die Überzeugung, dass es sinnvolle Alternativen zur überholten Vollbeschäftigungspolitik gibt.

Mit diesem kurzweiligen Buch liefern sie eine seriöse Argumentationsgrundlage, um gängigen Einwänden wie „Nicht finanzierbar“, „Verblödet den Menschen“ oder „Ist leistungs-

und innovationsfeindlich“ Paroli zu bieten. Es werden Vor- und Nachteile einzelner Modelle, deren Auswirkungen auf Arbeitsmarkt, Lohnentwicklung, Inflation, Geschlechterbeziehungen und Ökologie diskutiert. Bestehende Sicherungsmodelle aus Brasilien, Namibia und Südafrika werden vorgestellt.

Das Buch begreift sich als Diskussionsgrundlage und scheut sich nicht, kritische Aspekte anzusprechen, wie neue Migrationsströme durch nationale Lösungen. Die Autoren wollen keine Schlaraffenlandfan-

tasien wecken; eine bessere, solidarischere Welt stellt sich allein mit dem Grundeinkommen nicht ein. Vielmehr „muss es als Mittel, als Gelegenheit verstanden werden, sowohl Arbeit wie Konsum der Fremdbestimmung durch die Logik der Warengesellschaft zu entziehen“, wie der kürzlich verstorbene Philosoph André Gorz meinte. *bb*
Andreas Exner, Werner Rätz, Birgit Zenker (Hrsg.): *Grundeinkommen. Soziale Sicherheit ohne Arbeit Wien 2007*
ISBN-13: 978-3-552-060654



Termine

● **Atomkraft.** Befürworter von Atomkraft argumentieren, sie sei klimafreundlich. Doch sind Probleme wie mangelnde nukleare Sicherheit, Atommüll, Weiterverbreitung von atomwaffenfähigem Material oder begrenzte Uranvorkommen ungelöst. Die Atomindustrie forscht über Kernfusion und eine neue Generation von Kernspaltungsreaktoren (Gen IV), die Forschung wird aus Euratom-Mitteln finanziert. Auf der Konferenz „Science or Fiction – Is there a Future for Nuclear?“ wird am 8. November 2007 im Wiener Rathaus die Rolle von Euratom diskutiert.
www.global2000.at/pages/nuclear_conference.htm

● **Multimedia.** Von 23. bis 24. November 2007 findet das europäische Festival des „Euro Prix Top Talent Award“ in Graz statt. 21 Teams aus Europa stellen im Kunsthaus und im Medienkunstlabor ihre Projekte vor. Multimedia-Schaffende wie Vassilios Alexiou, Gründer der Londoner Agentur Less Rain, Martin Sirlinger von Avaloop, Initiator der ersten österreichischen virtuellen Welt, Oliver Holle, Gründer von 3 United/Verisign, und Christian Lutz, CEO von Azzurro Invest, werden über das Thema „Design your Future – Von

der Idee zum Erfolg“ sprechen. Während des Festivals können alle nominierten Projekte im Medienkunstlabor von 10 bis 18 Uhr besichtigt werden. Abschluss: Gala und Preisverleihung am 24. November um 20 Uhr im Minoritensaal.

● **Integration.** „Leben in zwei Welten“ ist eine Studie zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Hilde Weiss, Herausgeberin der Studie, diskutiert am 30. Oktober 2007 mit Wissenschaftlern, Vertretern der zweiten Generation und Menschenrechtsexperten. Ort: Republikanischer Club – Neues Österreich, Rockgasse 1, 1010 Wien, 19 Uhr.

● **Holz.** Am 7. und 8. November 2007 findet im Schloss Mondsee der Kongress „Holz 2007“ unter dem Titel „Fit für die Zukunft? Strategien und Potenziale für eine stabile Versorgungssicherheit“ statt. Diskutiert wird über Ressourcensicherung, Auswirkung des Klimawandels auf die Holzwirtschaft und Potenziale wichtiger Märkte. Diskutanten sind Felix Montecuccoli, Ole Salvén/Finnforest, Alfred Zeitschinger/Boku und Stefan Zwettler/Waldverband Steiermark.

www.reded.at

Leben

Astrid Kasperek

Ungerechtes Steuersystem



Eigentlich hätte die Erbschaftssteuer ja repariert werden sollen, nachdem der Verfassungsgerichtshof (VfGH) erst die Erbschafts-, dann die Schenkungssteuer aufgehoben hat. Nicht weil die Steuern an sich verfassungswidrig sind, sondern weil die Berechnungsmethoden der Bemessungsgrundlagen ungerecht sind. Die Übergangsfrist, die der VfGH zur Überarbeitung des Gesetzes eingeräumt hat, wird nun ungenutzt verstreichen, denn die ÖVP hat es von Anfang an auf eine Abschaffung der Erbschaftssteuer angelegt. Die SPÖ konnte sich mit ihren Reformvorschlägen nicht durchsetzen und muss sich dem Willen der ÖVP fügen. So wird die Erbschaftssteuer Ende Juli 2008 auslaufen. Blöd für die SPÖ. Auch für den VfGH. Er muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er all jenen, die vor dem 1. August 2008 eine Erbschaft antreten, die Hörner aufgesetzt hat. Sie müssen jetzt auf Basis eines verfassungswidrigen Gesetzes etwas bezahlen, was in wenigen Monaten nicht mehr nötig wäre. Die Verlierer unserer Steuersysteme sind aber ohnehin nur die kleinen Leute. Denn die Besitzer großer Vermögen sind durch die Abschaffung der Vermögenssteuer schon stark begünstigt. Österreich ist also ein Land der seligen Reichen. Der Anteil an vermögensbezogener Steuern liegt im EU-Schnitt bei 2,2 Prozent, in Österreich nur bei 0,6 Prozent. Mit dem Wegfall der Erbschaftssteuer wird dieses Verhältnis noch schräger. Die OECD hat kritisiert, dass Österreich zu hohe Abgaben auf Arbeit und zu wenige vermögensabhängige Abgaben einnimmt. Von irgendwoher müssen ja die fehlenden Mio. kommen, die durch die mickrigen Abgaben auf Unternehmensgewinne und Vermögen wegfallen. Von gerechter Steuerverteilung keine Spur.

Die SPÖ konnte sich mit ihren Reformvorschlägen nicht durchsetzen und muss sich dem Willen der ÖVP fügen. So wird die Erbschaftssteuer Ende Juli 2008 auslaufen. Blöd für die SPÖ. Auch für den VfGH. Er muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er all jenen, die vor dem 1. August 2008 eine Erbschaft antreten, die Hörner aufgesetzt hat. Sie müssen jetzt auf Basis eines verfassungswidrigen Gesetzes etwas bezahlen, was in wenigen Monaten nicht mehr nötig wäre. Die Verlierer unserer Steuersysteme sind aber ohnehin nur die kleinen Leute. Denn die Besitzer großer Vermögen sind durch die Abschaffung der Vermögenssteuer schon stark begünstigt. Österreich ist also ein Land der seligen Reichen. Der Anteil an vermögensbezogener Steuern liegt im EU-Schnitt bei 2,2 Prozent, in Österreich nur bei 0,6 Prozent. Mit dem Wegfall der Erbschaftssteuer wird dieses Verhältnis noch schräger. Die OECD hat kritisiert, dass Österreich zu hohe Abgaben auf Arbeit und zu wenige vermögensabhängige Abgaben einnimmt. Von irgendwoher müssen ja die fehlenden Mio. kommen, die durch die mickrigen Abgaben auf Unternehmensgewinne und Vermögen wegfallen. Von gerechter Steuerverteilung keine Spur.

Thomas Jäkke

Neue Musik aus der Zitrone



Sie haben sich im Juni 2006 zur Geburtstagsgala „20 Jahre SAP Österreich“ noch auf die Schenkel geklopft. Österreichs damaliger Finanzminister hat mitgeschliffen und kristallklar den aus dem Stammhaus von SAP in Deutschland angereisten Konzernherren erklärt, dass Österreich das bessere Deutschland ist, um aber auch gleichzeitig die eine oder andere Verbalwatsche auszu-teilen. Zur Freude der Anwesenden. Die Party ist nun endgültig vorbei. Der Katzenjammer dürfte dieser Tage besonders

groß sein. An der Spitze kommt es nun zu einem Wechsel. SAP baut um, etwa nach dem Vorbild Siemens, nur noch eine Spur konsequenter. Österreichs Dependence des deutschen Software-Riesen SAP hatte bislang auch eine Sonderstellung. War das Unternehmen doch als erste Tochtergesellschaft im Ausland gegründet worden. In den beiden zurückliegenden Jahrzehnten liebäugelte man gern mit dem Gedanken, ein wenig eine eigene Company im Konzern zu sein, die manche Dinge etwas anders macht und gelegentlich auch ein Solo spielt. Die Ähnlichkeit zu Siemens ist vielleicht nur ein Zufall. Aber die Akteure an der Spitze eiferten dem Elektronikonzern nach. Nun ist Schluss mit lustig. Langjährige Mitarbeiter werden ausgetauscht, weil sie mit der Führung aus Walldorf nicht mehr kompatibel sind, oder verlassen freiwillig die Firma. SAP baut die Organisation in Europa komplett um. Die Distanz zu den Länderunternehmen soll kürzer werden. Unter der Maxime Produktivität werden die Töchter an die Kandare genommen. Aus der Zitrone Österreich soll mehr Saft herausgepresst werden. Wieder anders gesagt: Es ist noch viel Musik im Geschäft hierzulande. Klingt fast nach Harmonie. Der neue Europa-Chef wird noch seine Freude haben.



Der Versuch wäre es wert: Forscher statt Pin-ups als Panini-Pickerl, um dem Volk Wissenschaft näherzubringen. Nach dem Prinzip „Tausche Kromp-Kolb gegen Ivanschitz“. F.: Montage Economy/Panini/APA

Der Triumph des Scheins über das Sein

Österreichs Forschung hat ein nicht zu geringes Image-Problem.

Thomas Jäkke

Die Forschung hat ein Problem, kaum geringer als der Fußball. Hierzulande, wohlgemerkt. 1000 Österreicher wurden im Auftrag des Wissenschaftsministeriums zum „Pin-up der Forschung“ befragt. Warum ausgerechnet „Pin-up“, das konnte bislang niemand schlüssig beantworten. Jedenfalls: Das Ergebnis ist niederschmetternd. Zwei Drittel der Befragten konnten keinen österreichischen Forscher nennen. Ein Drittel nannte Personen, die es für Forscher hält. Immerhin landete Quantenphysiker Anton Zeilinger auf Platz eins. Dann kam es gleich knüppeldick: SPÖ-Wissenschaftssprecher und Ex-ORF-Moderator Josef Broukal ist nach Meinung der Befragten ebenso der Forscher-Community zuzuordnen. Er heimste den zweiten Platz ein. Hinter ihm landete Unterwasserforscher Hans Hass. Auf Platz vier rangierte Staats-

operndirektor Ioan Holender. Auf fünf und sechs folgten immerhin die Klimaforscherin Helga Kromp-Kolb und der Molekularbiologe Josef Penninger. Wer ist das „Absolute Pin-up“? Bei dieser Frage wurden Namen vorgegeben. Die Überraschung: Broukal wurde der Titel „Absolute Pin-up“ – was auch immer das heißen soll – verliehen, vor Hass und Zeilinger.

Das Panini-Monopoly

Nicht überliefert ist, was die Befragten unter „Pin-up“ verstehen. Cissy Kraners Song *Ich möcht' so gerne ein Pin-up-Girl sein* (Betonung bei *up* nicht wie im Englischen, sondern mit *u*) deutet auf eine posierende Frau hin, die mit erotischen Reizen nicht geizt. Wikipedia spricht dazu noch von einer Art Alltagskunst. Und im Zweiten Weltkrieg, später im Koreakrieg und in Vietnam wurden gar Bomben mit leicht bekleideten Glamour-Girls bemalt. Ein Image-

Problem für die Forschung, die sich so sicher nicht inszenieren will und mit dieser Art des spielerischen Umgangs sicher nicht einverstanden ist.

Warum präsentiert sich Österreichs Forschung nicht auf den beliebten Panini-Pickerln statt mit dumpfer Pin-up-Metapher? Am besten wäre das noch vor der Fußball-Euro 2008, wenn Ivanschitz, Lehmann, Ronaldo, Toni oder Ribéry bei Teens und erwachsenen Bildchensammeln Hochkonjunktur haben. Zeilinger, Kromp-Kolb und Penninger (ein großer Fußballfan) hätten sicher ihre Freude daran. Picken die Leute Paninis in ihr Sammelbuch, in denen die Forschungsdisziplin erklärt wird, hätte der Wissenschaftsminister gleichzeitig noch einen Bildungsauftrag erfüllt. Eine Art „Forscher-Monopoly“ dazu, und die ganze Sache hätte ein Mächerl. So einfach ist das. Also: Tausche Penninger gegen Ivanschitz – oder umgekehrt?

Consultant's Corner

The Neural Quantum Leap

Research into the future – on the environment, medicine, business, IT – is rampant. Futurists predict a 90 Prozent decline in management, as our economy transitions to SME sized companies with flat hierarchies by 2017. Peter Fromherz (Max Planck Institute, Heidelberg) and Leonard Adelman, (George Mason University) are early front-runners in Bio-IT, heralding a new age said to digitalize taste, smell, touch, intuition, imagination and offering alternatives to mood altering drugs. Quantum computers (Paul Benoff, 1994) used for cryptography, are already able to process millions of computations simultaneously. As Susan Greenfield, neuroscientist (Tomorrow's Peo-



ple) pointed out, quantum computers could track down a single phone number globally in 27 minutes. Even now, query tracking results in individualized advertising. As the *NY Times* illustrated, we can identify the source down to the individual, breeding next generation jobs in identity security, regulation specialists, etc. IT will redefine our work and how we define ourselves independent from position and hierarchy. But researchers agree that technology offers us options to work less, more free time, yet we choose to work longer. Human nature apparently values status and money over free time, a constant stronger than time and technological advances.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners